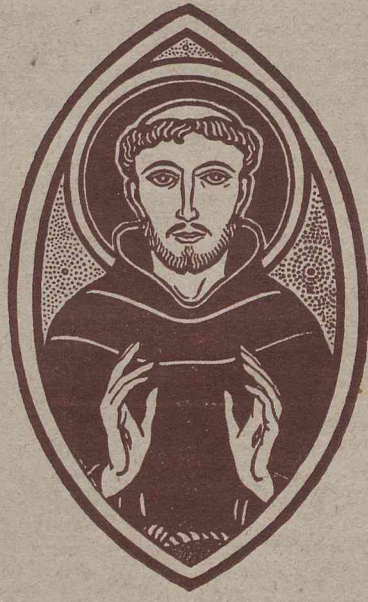


V-4635/8

Herbst

franziskusbote



Monatschrift zur Pflege franziskanischen Geistes und Lebens

8. Jahrgang

Oktober 1932

10. Heft

Franziskusbote

Organ der ostdeutschen Terziaren und der franziskanischen Jugend

Schriftleitung: P. Erwin Schiprowski O. F. M., Breslau 9, Domplatz 18.

Redaktionschluss für jede Nummer am 1. des vorhergehenden Monats. Rücksendung von unerlangten Manuskripten erfolgt nur dann, wenn Rückporto beilag. Sonstige Antworten im „Fernruf“. / Bezugspreis: Die Zeitschrift kostet jährlich 2,40 RM. Das Einzelheft 0,25 RM. Bei Einzelbezug durch die Post kommt das Zustellungsporto von 0,60 RM dazu. Für Polen: 5 Bloth; für Österreich: 4 Schilling; für Tschechoslowakei 8 Kronen. / Die Bestellung erfolgt am besten bei den Drittordensvorständen oder den Beförderern oder beim nächsten Franziskanerkloster. Sonst direkt beim Antonius-Verlag Breslau 10-Carlowitz. Postfach: Breslau 23 588, Katowice 304 460.

Oktober 1932

Inhalt des 10. Heftes

8. Jahrgang

Franziskus. Von P. Dr. Ambros Styra O. F. M.	297
Der heilige Arme. (Gedicht.) Von Hanns Anderle	300
O sanctissima anima . . . Zum Heimgang des heiligen Franziskus	301
Transitus. Totenfeier am Feste des heiligen Franziskus	302
Der Ritter. Eine Franziskuslegende von F. A. Holland	305
Das Santuarium des heiligen Franziskus in Brasilien. Von P. Casimir Krajczyk O. F. M.	309
Der heilige König Ludwig. Von Hedwig Fischer	313
Die Drittordensregel. Von P. Josef Kiera O. F. M.	316
Das versprochene Rosenkranzgebet	318
Einige Tage in Konnersreuth. Gedanken und Eindrücke von P. Dionys Scholz O. F. M.	320
An der Pforte des Todes. Von P. Johannes Berchmans-Boes O. F. M.	322
Drittordens-Chronik / Unsere Toten / Fernruf	327

Dankfagungen: Der lieben Gottesmutter von Lourdes, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Franziskus und dem ehrw. P. Paul von Moll für erhaltene Gnaden. — Der lieben Gottesmutter und dem hl. Antonius für schnelle Hilfe in einem dringenden Anliegen. M. M. — Dem hl. Judas Thaddäus und der lieben Gottesmutter „Hilfe der Christen“ für gutes Examen. — Dem hl. Antonius und dem sel. Br. Konrad von Parzham für Erhörung in einem wichtigen Anliegen. D. D., Neisse. — Dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Antonius für erlangte Gesundheit in einem schweren Halsleiden. A. M., Breslau.

Antoniusbrot opferten für die Missionen und für die Armen: Drittordensgemeinde Schweidnitz. — D. F., Bredinten. — B. G., Mikulschüh. — J. Sch., Müllmen.

Generalabsolution am 4. — Vollkommener Ablass für alle Gläubigen am 4., 6., 10., 12., (15.), 19., 26., 30. — Vollkommener Ablass nur für Terziaren am 2.

Franziskus

Von P. Dr. Ambros Styra O. F. M.

Wenn wir heute uns fragen, was den Heiligen von Assisi über Jahrhunderte hinweg so lebendig erhalten und über alle Schranken, die Nationalität, Sitte und Bekenntnis zwischen den Menschenbrüdern im Laufe der Zeiten ausgerichtet haben, so unterschiedslos liebenswert gemacht hat, so ist es gar mancherlei, was uns in die Sinne fällt. Gewiß ist es einmal seine bestrickende Naturnähe und Naturverbundenheit, die von keiner Jugend- und Wanderbewegung noch erreicht worden ist, sein von keiner irdischen Sorge beschwertes Streifen und Schweifen durch Wald und Au, sein heiteres Siken am Waldbrünnlein, sein munteres Plaudern mit allen Vögeln, sein allgeschöpflisches Brudertum, das fast bis zum Erschrecken die Grenzen verschwinden läßt, mit denen wir zivilisierten Menschen gegenüber unseren Mitgeschöpfen, den Tieren, und den toten Dingen rings um uns her, uns umgeben haben. Gewiß auch seine bezwingende Kindlichkeit und schattenlose Heiterkeit, die ihn zum heiligen Lebenskünstler, zum glücklichsten aller Menschen, zum nimmermüden Bruder Immerfroh gemacht hat. Endlich auch seine ganze unnachahmliche Art, alle ihn berührenden Lebensdinge mit dem Goldhauch schimmernder Poesie zu umkleiden und das Leben poetisch zu gestalten. Alles Dinge, die uns komplizierten, nervösen, hastenden Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts mit den stets sorgengefurchten Stirnen schier unauffindbar verloren gegangen sind, und nach denen doch, tragisches Geschick, stets unseres Herzens innerstes Sehnen geht. Mit einem gewissen heiligen Neid sehen wir das alles in grandioser Einfachheit in ihm verwirklicht, so zwingend, so lebensecht und wirklichkeitsnah, daß wir mitunter fast glauben, nur einen Schritt tun zu müssen, um ihm nahe und verwandt zu sein, und doch auch wieder so fern und unirdisch, daß wir resigniert vermeinen, nur in Franziskus habe sich noch einmal für eine kurze Spanne Erdenzeit die Pforte des Paradieses geöffnet, um gleich darauf für immer sich zu schließen, und nie mehr werde es einem Menschen gelingen, den Schlüssel zu finden, der sie von neuem erschließt.

Wenn Franziskus heute auf der Erde wandelte, und einer würde ihn fragen, den Bleistift in der Hand: Nun sage uns klipp und klar: Was ist es, was dein Leben so sensationell gestaltet und dir eine so souveräne Herrschaft über die Lebensdinge verliehen hat? — Der also Angesprochene würde uns gar ichmählich enttäuschen. Vielleicht wüßte er es selbst nicht, aus purer Selbstverständlichkeit, oder es klänge unseren Ohren so alltäglich, daß wir es ihm nicht glauben würden. Sind es doch Dinge, die uns von Kindheit auf geläufig sind, und die wir tagtäglich selbstbewußt im Munde führen. Trösten wir uns, auch Franziskus hat lange geglaubt, danach suchen zu müssen, und es sei die

Heiligkeit etwas Besonderes, außer ihm Liegendes, das es mit wachen Sinnen irgendwo zu entdecken gelte, wie ein geheimnisvoll zusammengesetztes Medikament, wonach der kranke Körper verlangt. Es waren dies die wahrhaft unglücklichen Jahre seines Lebens. Bis er eines Tages die große Entdeckung machte, daß das Reich Gottes in uns ist, und daß er es in Wahrheit längst besaß, wonach ihn so schmerzlich hungerte. Freilich war dies ein anderes Christentum, als das er bislang mit Selbstverständlichkeit sein eigen nannte. Es war durchaus nicht so, wie alte Biographen und neue Heiligenlegenden uns glauben machen wollen, als sei er vorher ein großer Sünder und nachher vermöge der Gnade Gottes ein gewaltiger Heiliger gewesen. Er war ein Durchschnittschrift wie wir, ging Sonntags und mitunter auch Wochentags zur Kirche und aß Freitags kein Fleisch. Und doch erschien es ihm mit einem Mal so neu, daß er den Wandel als einen ersten Einbruch des Christentums in sein umfriedet Leben empfand, als eine Bekehrung im Wortsinne, eine erste Hinkehr zu Christus, und alles, was vorausging, als ein Leben in Sünde und Verstockung, in Unchristlichkeit, in Heidentum. Wohl hatte er bisher schon gleich uns die Gebote gekannt und schlecht und recht gehalten. Jetzt aber stieß er in den Kern des Christentums vor, und dieser offenbarte sich ihm im Evangelium. Das war ein anderes Christentum als das überkommene, formelhafte, gewohnte seiner bisherigen Lebenszeit, das sich gleich dem unseren vollzog und erschöpfte in dem engen Kreislauf von Gebot, Übertretung und Heilung. Zwölf Jahrhunderte waren mit einem kühnen Satz nach rückwärts übersprungen, und die unmittelbare „Nachfolge Christi“, die Einreihung in seine 70-Jüngerchaft gefunden. Hier hörte er das Gotteswort aus des Heilands eigenem Mund, und überflüssig geworden waren mit einem Mal alle abgeleiteten, verwässerten Quellen. Heilandsgeist in sich aufgenommen, lernte er die Welt, die Menschen und alle Dinge mit Heilandsaugen sehen, und wie erschien damit alles wunderbar einfach, sinnvoll und liebenswert! Alles andere war ihm damit geschenkt: seine Armut, seine Liebe und seine Freude. — Wie sagt doch der Heiland: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch hinzugegeben werden.“

Vieles Große und Wunderbare hat Franziskus uns geschenkt. Das ist das Größte und wahrhaft Beglückende, daß er für seine Zeit die Möglichkeit eines Lebens nach dem Buchstaben des Evangeliums erwiesen und allen Zweifeln und aller müden Skepsis zum Trotz handgreiflich glaubhaft vor Augen gestellt hat.

Neunzehnhundert Jahre Christentum sind eine lange Zeit. Wir lassen es uns genügen, nach dem Katechismus und dem kirchlichen Gesetzbuch zu leben, nach dem Gebetbuch zu beten und nach dem Erbauungsbuch zu betrachten. Gewiß, sie sind Geist vom Geiste des Evangeliums. Wo aber ist der Heilige, der für unsere Zeit uns vorlebt ein Leben nach dem Evangelium, selbst, gleichwie Franziskus es für seine Zeit getan?



Prof. Wedibecker

Der heilige Franziskus

(Vom Chorgestühl in der Reisser Franziskanerkirche)

Der heilige Arme

Von
Hanns
Anderle

O Vater, weine über deine Welt!
Hör ihres Irreganges Sehnsuchtschreie,
Sieh, wie ihr Stern um Stern vom Himmel fällt!

Sie zweifelt, daß ein Frühling sich erneue,
Unheilige Armut ward zum Winterbann,
Die Kälte wächst und langsam stirbt die Weihe.

Kein Vogelchor durchrinnt den toten Tann,
Nur Hast und Unrast wollen Tempel bauen,
Bald dient nur tauben Bösen jedermann.

Und will ein Tor noch deinem Wort vertrauen,
Als Törrigem verschließt sich ihm der Gral,
Es drängt die Welt ihn, in das Nichts zu schauen...

O Vater, tränenvoll ward dieses Tal,
Das einst dein Heiliger zum Hochzeitgarten
Verklärt, und dem als leuchtenden Fanal,

Da zu ihm sich die Kreaturen scharten,
Er deiner Gnaden heilige Zeichen setzte,
Als Ziel der stürmischen und stillen Fahrten.

Und wären doch, wenn sie sein Beispiel lehte,
Die Bösen gut, die Flatterhaften zahm,
Voll starker Ruhe waren Müdgehehte.

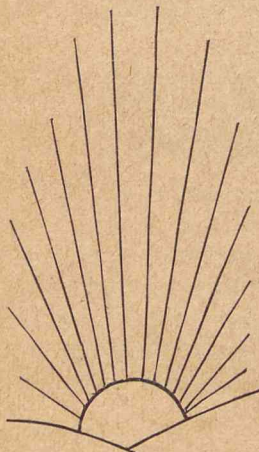
Nicht, daß ihn deine Hand von hinnen nahm -
Daß wir ihn gaben gegen dieses Sterben
Und ihn nicht kannten, als er wiederkam,

Mit jedem neuen Tage neu zu werben
Mit Sonnensang für die All-Liebesglut:
Dies zittert über uns wie ein Verderben.

Gib, Vater, deiner Gnade gutes Gut
In unsre Herzen, daß wir ihn erkennen,
Wenn er - ein Armer unter Armen - ruht.

Dann werden wir die Wunden Stigmen nennen
Und nimmer zittern vor dem Untergang,
Wenn neu der Liebe heilige Gluten brennen.

Dann wird die Erde wiederum Gesang
Und wiederum dein Preis, durch alles Leben
Aufrauscht der alte, volle Gottesklang,
Wenn wir zur heiligen Armut uns erheben.



O sanctissima anima...

Zum Heimgang des heiligen Franziskus

O sanctissima anima... O hochheilige Seele! Bei deinem Heimgang eilen dir die Himmelsbewohner entgegen, der Engel Scharen frohlocken, die glormwürdige Dreieinigkeit aber grüßt dich: Bleibe bei uns in Ewigkeit."

Mit diesem Vorgefang eröffnen die Minderbrüder am Vorabend des Franziskusfestes in heiliger Sammlung die stille, aber stets eindrucksvolle Erinnerungsfest der Heimgangs ihres seraphischen Vaters. Und fahren fort mit dem Sterbepsaln des Heiligen, dem 141.: „Mit lauter Stimme rufe ich zum Herrn...“, bei dessen letzter Strophe der Seraph seine heilige Seele aushauchte: „Führe heraus aus dem Kerker meine Seele, daß sie preise deinen Namen; meiner harren die Gerechten, bis daß du mir entgeltest.“ Jahr um Jahr feiern sie so die Stunde. Mit der sinkenden Sonne des 3. Oktober erlöschen die sonnigen Augen, verstummt der Mund des Sonnenjägers, dessen Sonnengesang kein bloßes Lied, sondern der volle Widerhall eines Sonnenlebens war: eines Lobpreises des Allerhöchsten, eines Heroldsdienstes am Hofe des großen Königs, einer treuen Knappenschaft und Gefolgschaft vor seinem Herrn, eines ehrfürchtigen Minnens der ganzen Umgebung dieses Herrn: Sonne, Mond und Sterne, Luft und Wind, Wolken und Wetter, Quelle und Feuer, Erde und Tod — einer kindlichen Nachahmung und Nachfolge an der Krippe, unter dem Kreuze, vor der Eucharistie, an der Seite der Gottesmutter, in Armut, Gehorsam, aber in Liebe und Freude. Es war das Leben eines Sonnenstrahls, der über die Erde wandernd überall hineinleuchtet: zwischen Halm und Gras sich setzt, daß die Tränen der Freude wie Perlen an ihnen auffunkeln, in das belebte Gezweig der Büsche und Bäume freundlich hinaufgrüßt, durch die Risse und Spalten in die Hütten der Armen eintritt, aber auch die verschlossenen Häuser der Reichen von innen austut, daß die Menschen aufatmen und den Tag froh grüßen, einander in die Arme fallen und den Gast nicht fortlaffen wollen, weil er ihnen den Frieden gebracht, aber auch die Tiere herbeilockt und froh werden läßt ihres Schöpfers und der versöhnten Menschen. Ein Sonnenstrahl, der nicht etwa nur lächelt in der frischen Morgenröte, sondern auch schwer ringt und kämpft in der Höhe und Glut des Mittags, um freilich, zur Küste sich neigend, seine letzten, müden Kräfte zu sammeln zum verklärenden Segen über Assisi, über die Welt, ihre Menschen, ihre Hütten, ihre Tiere, ihre Blumen und Gräser. Dieser lichte, warme, segnende Sonnenstrahl entquoll in seiner Fülle und Kraft der großen „Sonne der Gerechtigkeit, Christus, unserem Gott.“

Ein Sonnenstrahl, in dessen Erinnerung die Welt sich berauscht mit Wort und Schrift und Fest, dessen Untergang sie bejammert, nach dessen Aufgang sie

sehnsüchtig ausschaut, auf daß er verglimmendes eigenes Leben neu entfache. Vergebens! Was sterblich war an diesem Strahl mußte vergehen, ist dahin. Was aber geistig an ihm ist, das lebt, leuchtet und glüht. Wir brauchen keinen neuen Franziskus, wie wir keinen neuen Christus brauchen. Was wir aber brauchen, sind aufgeschlossene Herzen, daß dieser Strahl wieder hinein kann, ist ein guter Wille, daß der Strahl darinnen bleibe, leuchte, wärme, Leben schaffe. Der Heilige Vater Pius XI., als Mitglied des franziskanischen Dritten Ordens selbst ein Jünger Franziski, sagt in seiner Enchirika zum Jubiläum des Seraphs: „Vielleicht wird einer einwenden, um in der christlichen Gesellschaft eine Besserung erwarten zu dürfen, brauchten wir wieder einen Mann wie Franziskus. Aber würden die Menschen nur mit erneutem Eifer zu Franziskus in die Schule der Frömmigkeit und der Heiligkeit gehen und sein Tugendbeispiel nachahmen — er war ja „ein Spiegel der Tugend, ein Weg der Gerechtigkeit, eine Richtschnur der Tugend“ (Brev. Fr. Min.) —, das würde völlig genügen, um die Sünden unserer Zeit gründlich zu heilen.“

Die Herzen freudig aufstun, den Sonnenstrahl willig aufnehmen, ihn bewahren, in ihm schaffen und leben; wenn wir das getan, mögen wir beten: *Mane nobiscum in aeternum* — Bleibe bei uns in Ewigkeit!

Transitus / Totenfeier am Fest des heiligen Franziskus

Antiphon



O sanc - tis - si - ma a - ni - ma: in cu - jus tran - si - tu
 D du hei = lig = ste See = le du, zu dei = nem sel = gen Tod



coe - li ci - ves oc - cu - runt; An - ge - lo - rum cho - - - - rus
 strömen die himmlischen Scha = ren; Die Chö = re der En = = = = gel



ex - ul - tat et glo - ri - o - sa Tri - ni - tas in
 Lob = sin = gen und die glor = rei = che Drei = fal = tig = feit, sie



vi - - - tat di - cens: Ma - ne - no - bis - cum in ae - ter - - - - num!
 har = = = ret dei = ner: Kom - me und wei = le bei uns e = = = = wig!

Darauf wird der Psalm 141 gesungen:



Voce mea ad Dominum clamávi;
* voce mea ad Dominum dépreca-
tus sum.

Effundo in conspectu eius oratio-
nem méam, * et tribulationem me-
am ante ípsum pronuntio.

In deficiendo ex me spiritum
méum, * et tu cognovisti sémitas
meas.

In via hac, qua ambulábam, * ab-
sonderunt láqueum mihi.

Considerabam ad dexteram et
vidébam: * et non erat, qui cognós-
ceret me.

Periit fuga a mé, * et non est, qui
requirat ánimam meam.

Clamavi ad te, Dómine; * dixi:
Tu es spes mea, portio mea in térra
viventium.

Indende ad deprecationem méam:
* quia humiliátus sum nimis.

Libera me a persequentibus mé
* quia confortáti sunt super me.

Educ de custodia animam meam
ad confitendum nomini túo: * me
expectant justí, donec retribuas
mihi.

Gloria Patri et Filio, * et Spiritui
sancto.

Sicut erat in principio et nunc et
sémper, * et in saecula saeculórum,
Amen.

Mit lauter Stimme ich zum Höchsten
bringe; * Mein Fleh'n mit lauter
Stimm' ich vor den Höchsten bringe.

Ergieß' vor seinem Antlitze meine
Klagen, * Und muß ihm meinen tiefen
Kummer sagen.

Und da mein Geist in mir ver-
schmachtet, * Bist du es, der auf meine
Pfade achtet?

Im Wege, der von mir begangen, *
Ist, mir verborgen, eine Schlinge auf-
gehangen.

Da ich zur Rechten schaue und nach
Hilfe spähe, * Seh' ich nicht einen
Freund in meiner Nähe.

Zur Flucht ist mir die Möglichkeit
benommen, * Und keiner ist, der für
mein Leben aufgekomen.

Dich, ruf' ich, Herr! Nicht hoffe ich,
auf dich, vergebens, * Mein Erb- und
Anteil du im Land des Lebens.

Denn tief erniedrigt bin ich, merke auf
mein Flehen, * Und laß dem allzustark
geword'nen Feinde mich entgehen.

O, mögest du der Seele Kerkerbande
sprengen; * Ich ehre deinen Namen
dann mit Lobgesängen!

Die in des Himmels sel'gen Höhen
wohnen, * Erwarten mich, bis du mich
wirft belohnen!

Die Ehre sei dem Vater und dem
Sohne * Und dem Heil'gen Geiste.

So wie im Anbeginn der Zeiten, *
So jetzt und immer und auf ewig.
Amen.

Nach dem „Ehre sei dem Vater“ wird die Antiphon wiederholt. Aniend werden
5 Vater unser, Ave Maria und Ehre sei dem Vater gebetet. Darauf stehend die Antiphon:



Sal - ve, sanc - te Pa - ter, pa - tri - ae lux, for - ma Mi - no - rum,
Gruß dir, heil'ger Va - ter, Um - bri - ens Licht, Vor - bild der Ar - men,



vir - tu - tis spe - cu - lum, rec - ti vi - a, re - gu - la mo - rum;
der Tugend Spie - gel - glanz, Pfad zum Gu - ten, zur Tu - gend - kro - ne,



car - nis ab ex - si - li - o duc nos ad re - - - gna po - lo - rum.
aus des Leibes Kerkerhaft führ' uns zum himm - - - li - schen Thro - ne.

V. Franciscus pauper et humilis,
coelum dives ingréditur.

R. Hymnis coelestibus honorátur.

V. Oremus!

Deus, qui hodierna die animae
beati Patris nostri Francisci aeter -
nae beatitudinis praemia contulisti:
concede propitius: ut qui ejus mi -
grationis memoriam piis affectibus
celebramus, ad ejusdem beatitudi -
nis praemia feliciter pervenire me -
reamur. Per Christum Dominum
nostrum.

R. Amen.

V. Dominus vobiscum.

R. Et cum spiritu tuo.

V. Benedicamus Domino.

R. Deo gratias.

Solist: Franziskus, arm und demü -
tig, zieht reich zum Himmel ein.

Chor: Mit himmlischen Lobgesängen
hoch geehret!

Solist: Laßt uns beten!

O Gott, der du am heutigen Tage
die Seele unseres hl. Vaters Fran -
ziskus mit den Freuden der ewigen
Seligkeit belohnt hast, verleihe gnädig,
daß wir, die wir das Andenken an sein
Hinscheiden in kindlicher Liebe begehen,
zu den Freuden derselben Seligkeit
glücklich gelangen. Durch Christus,
unseren Herrn.

Chor: Amen.

Solist: Der Herr sei mit euch.

Chor: Und mit deinem Geiste.

Solist: Lasset uns preisen den Herrn.

Chor: Gott sei gedankt!

Der Ritter

Eine Franziskuslegende von F. A. Holland

Est trieb es den Heiligen hinweg aus dem Lärm und Gezänk der Gassen, von den Angesichtern der Menschen, und er suchte stürmisch die Einsamkeit. Und wo er schritt, schritt die Gnade vor ihm her und brach ihm Wege auf, die in die Tiefen aller Dinge führen und vermählte ihn dem Urgrund alles Seins. Des Heiligen Herz aber war ein einziges demütiges Staunen, ein willenloses Versinken und ein grundloses Ergeben in das Geheimnis, das über ihm sich öffnete. Seine Augen schauten die flammenden Sonnen des Raumes und sahen die Sterne des Himmels ihren seligen Reigen vollführen, und seine Ohren hörten das erzene Brausen der Engelsflügel, die Botschaft trugen von Welt zu Welt. Und ihm war gegeben zu schauen das ungeheure Gebären der glühenden Welten, das Auswallen des Geoffenbarten aus dem Verborgenen, und das große Rad, das aus sich selber rollt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und Zeit und Raum, die schweren, niederzwingenden Gewichte, die engen Fesseln unserer Seelen, entschwanden ihm wie nie gewesen, und aller Gegensatz und alles Ja und Nein und alles Vorher und Nachher zerrann als eine sinnlose Gebärde vor dem schrankenlosen und ungetheilten Schauen seiner Seele. Und oft geschah es, daß der Heilige sich niederwarf im Überschwang der Gesichte, und die Stirne an der Erde barg und schrie: „Herr, wer bin ich, daß du mir gibst, was allen verborgen ist?“ Und Gottes Mund lag an seinem Ohr und gab ihm Antwort und sprach: „Du bist der helle Strahl, der durch das Dunkel fährt. Du bist der fallende Hammer, der schweißen soll, was die Zeit getrennt. Wer auf dich stürzt, der wird zerbrechen, und auf wen du fällst, den wirst du erlösen. Des Menschensohnes Liebe ist in dir, und sein Schwert wird in deine Hand gegeben.“

Und der Tag kam, da die Seele des Menschensohnes der Seele des Heiligen sich vermählte und auf sie niedersank wie ein Stirnreif und wie ein Diadem.

Und der Tag kam, da sie des Heiligen Leib die königlichen Wunden lieh, als ein Zeichen der Wahl und als ein unzerbrechlicher Bund.

Und von diesen Tagen an schwoh des Heiligen Liebe über alle Ränder und Ufer, wie das Meer, wenn seine Stunde gekommen ist.

Es war aber seine Liebe nicht, wie unsere Liebe ist, ein leichtes Genügen von Einem zu Einem, sie war dem Licht der Sonne gleich, das Himmel und Erde und alle Kreatur umklammert, und ihre steile Flamme schoß höher als die Feuerbrände des Hasses. Sie war zart wie die Blüte des Mandelbaumes und sie war schrecklich wie ein dahersfahrender Sturm, der Bäume entwurzelt und Felsen zerreißt. Sie war ein nie sich leerender Becher, und sie war ein Kelch, den Gottes Hand gefüllt. Sie war die Liebe, von der die hohen Worte reden: Größer als Glaube und Hoffnung und stark wie der Tod.

So zog er durch das Land Umbria, das seine Heimat war, und das mit holder Schönheit geschmückt ist. Die Menschen aber nennen es darum das friedliche und wohl auch das grüne. Und da war kein Strauch am Wege, den des Heiligen Augen nicht erschaut und gesegnet, da war kein Halm und keine Blume, denen nicht sein Lächeln galt, und da war kein Vogel in der Luft, der nicht des Guten Freund und Bote war. Und sehet, viele hundert Jahre liegen zwischen ihm und uns, und sie sagen noch heute von einem Aker, wenn er zwanzigfache Frucht ihnen trägt: Hier hat einst der Heilige geruht vom Wandern und seine Hände haben die Ähren liebkost. Ehrfürchtig reden sie von ihm und mit kindlichem Stolz, wenn sie am Abend vor ihren Häusern sitzen, denn aus ihrer Mitte ist er aufgestanden und ihre Straßen ist er gewandert. Die Kinder aber sagen, man muß des Morgens früh aufstehen, noch vor Morgenrauen, dann kann man den Heiligen über die Felder und Wiesen schreiten sehen, und jedem Kinde, das ihn sieht, winke ein großes Glück und große Fröhlichkeit...

Nie ward ein Mensch so sehr geliebt um seiner Schmerzen und um seiner Liebe willen. —

* * *

Und der Tag kam, da der Herr dem Heiligen die letzte Glorie zeigte, daß er sie im Geheimnis schauen durfte mit sterblichen Augen.

Dieses aber ist so geschehen:

Kurze Zeit, ehe des Heiligen Kreis auf Erden vollendet war, begab es sich eines Tages, daß eine ungestüme und übermächtige Freude ihn erfaßte, deren Ursprung er nicht zu deuten wußte. Und diese Freude war wie die Freude eines Menschen, über dessen Haupt der erste Flügelschlag eines unfäglichen Glückes rauscht. Der Mensch aber weiß noch nichts von diesem Glück und lebt in seligem Rausch und Taumel und lebt in halber Furcht vor dem Taumel seiner wissenden Seele. Und der Heilige preßte die Hände auf sein schlagendes Herz und hörte es schlagen in wundervollem Takt, einem klingenden Hammer gleich, und fühlte sein Herz in der Brust wie eine blinkende Sonne. Und er spürte das Blut seines Leibes gleich einem funkelnden Strome hin- und widerschießen, ohne Beginn und ohne Aufhör. Und alle Stimmen des Lebens sangen aus seinem Blute und waren ein jauchzender Chor. Der Heilige aber wußte nicht, wie ihm geschah. Da trat er an das Fenster seiner Kammer und sah hinaus, ob ihm von draußen Antwort käme. Und er sah die Felder und Obäume im Segen der Sonne liegen und sah die Wiese zu Füßen des Waldes ausgebreitet, und alles war wie sonst. Aber die Freude in ihm wuchs und wuchs ins Namenlose und sie faßte ihn bei den Händen und zog ihn hinaus aus dem engen Gefaß und zog ihn über Felder und Wiesen und zog ihn hinein in den Wald und setzte ihn auf einen Baumstumpf mitten im Wald. Und die Freude stand neben ihm und legte den Arm um seinen Nacken, und ihre Schläfe ruhte an seiner Schläfe.

Der Heilige aber saß auf dem Baumstumpf und ließ seine dunklen Augen wandern von Strauch zu Strauch und von Baum zu Baum und ihn dünkte, nie habe er diesen Wald gesehen, wie er ihn zur Stunde sah. Denn die Büsche neigten und hoben ihre Stirnen, als grüßten sie ein Unsichtbares, die Bäume standen mit gewaltigen Stämmen, wie die Leibwächter eines Königs, und die Vögel flogen mit Jauchzen und Singen hin und wieder, als bereiteten sie ein großes Fest. Und des Heiligen schweifende Augen sahen einen hellen Schein in der Tiefe des Waldes aufglänzen und der helle Schein kam näher und näher. Und er hörte ein leichtes Klappen, wie von Pferdehufen, die weichen Waldboden treten. Und der Schein wurde stärker und stärker, und das Traben des Pferdes deutlicher, und der Heilige sah einen Ritter quer durch den Wald reiten, und des Ritters Pferd war milchfarben und des Ritters Harnisch war aus hellem Silber vom Wirbel bis zur Sohle. Des Ritters linke Hand aber hielt purpurne Zügel und des Ritters Helmsturz war geschlossen, als ritte er in die Schlacht. Und das milchfarbene Pferd trabte mit fröhlichem Schnauben dahin, wo der Heilige saß, und als es bei dem Heiligen war, hielt es den Schritt an und wieherte freudig, als sei es hier am Ziel. Der Heilige aber vermeinte wohl zu wissen, warum das Tier hier stille stand. Er erhob sich lächelnd von seinem Sitz und holte ein Ränstlein Brot aus seiner Tasche. Dies brach er in kleine Stücke und bot sie dem Pferde hin auf flacher Hand. Und das Pferd nahm behutsam die Bissen, und sah den Heiligen mit glänzenden Augen an. Und als es das Brot verzehrt hatte, rieb es zärtlich das weiche Maul an des Guten Schulter, wie Pferde tun, die ihren Herrn sehr lieben. Vor dem Ritter aber neigte sich der Heilige und sprach, und seine Hand lag auf des Pferdes breiter Stirne: „Wollet mir verzeihen, Herr Ritter, daß ich Eure Fahrt gehemmt, doch dünkte mir, daß Euer Tierlein Hunger litt.“ Der Ritter aber gab Antwort und sprach: „Nicht also, Bruder, du weißt, daß in der Einsamkeit Tier und Reiter eines sind, und wer dem Tiere Gutes tut, der tut es seinem Herrn. Hab Dank für deine Gabe.“

Als der Heilige aber des Ritters Stimme hörte, erbebt jede Faser seines Leibes und ihm war, er habe diese Stimme oft und oft vernommen; im Traum der Nächte, wenn gewaltige Gesichte ihn umfingen und im Brausen der Stille, wenn der Schlaf ihn floh. Und im Wandern lag sie an seinem Ohr und redete zu ihm von den Wunden und Schmerzen der Welt. Und der Heilige stand reglos, und des Ritters Stimme schwang in seiner Seele. Und ihm war, ein dreifacher Ton schwingte in der Stimme und die drei Töne waren ein Ton und waren gesammelt in einem Wort und waren vereint in einem Munde. Und der erste Ton war der Schall der Glocken, die hoch über den Städten stürmen, und der zweite Ton war die liebliche Schalmel eines Hirten, der seine Schafe weidet, und der dritte Ton war das helle Säusen eines breiten Schwerthiebes. Und der Heilige umfaßte des Ritters Gestalt mit forschenden Augen, und ihm, der aller Schönheit gar hold gewesen, dünkte, nie habe er so Herrliches erschaut, als des Ritters Gestalt und des Ritters Harnisch und des Ritters breites Schwert. Er konnte den Blick nicht wenden von dem Schwert,

das gewaltig an des Ritters Hüfte hing, wie ein schreckliches Drohen und wie ein furchtbarer Schutz. Und der Heilige neigte leicht die Stirne und sprach leise, wie zu sich selbst: „Nun weiß ich es.“

„Was weißt du?“ forschte der Ritter. Und der Heilige antwortete und sprach: „Sehet, lieber Herr, der milde Gott schickte mir heute große Freude und große Fröhlichkeit ins Herz, und ich wußte sie nicht zu deuten. Nun aber sehe ich, daß meine Seele um Euer Kommen wußte. Nie vernahm ich eines Menschen Stimme mit solcher Lust, nie sah ich Gewaltigeres als Euch, und nie schaute ich ein köstlicher Schwert, denn das Eure. Wahrlich, ein guter Meister hat dies Schwert geschmiedet.“ Und der Ritter neigte das Haupt und sprach: „Du redest die Wahrheit, Freund!“ Da sah ihm der Heilige auf das geschlossene Visier und sprach demütig: „Herr Ritter, warum spottet Ihr mein und nennet mich Freund? Wie kann ich, ein niedriger Knecht, eines großen Helden Freund sein?“ „O Bruder Franziskus“, sprach der Ritter und unendliche Liebe strömte in seinen Worten, „wie sollte ich dich nicht Freund und Bruder nennen! Aber siehe, ist es nicht also Sitte, daß Freunde, die sich begegnen, Gastgeschenke tauschen? Wohl, so nimm dies Schwert von mir und bewahre es gut.“ Und also redend nahm der Ritter sein Schwert aus dem purpurnen Gehent und reichte es dem Heiligen dar. Der aber hielt das Schwert in seinen Händen und wußte nicht, wie es geschehen war, und neigte sich und küßte nach ritterlichem Brauch den Kreuzgriff des furchtbaren Schwertes. Er hob die Augen zu dem Ritter, voll geheimer Lust und voll geheimem Grauen vor des Ritters Geschenk, und sprach, und hörte seine eigenen Worte nicht vor dem Taumel seiner Seele: „Herr, wer bin ich und wer seid Ihr, daß Ihr mich also ehret? O, daß ich arm bin..., daß ich Euch nicht Köstliches mit Köstlichem vergelten kann.“ Aber der Ritter sprach — und klang wie Tropfen, die aus großer Höhe in silberne Becken fallen: „Franziskus, mein Freund, du Freund Gottes, ich habe dich gesucht und du hast mich gefunden. Siehe, da du ein Jüngling warst, lag ich auf deiner Fährte Tag und Nacht, und nun du Mann geworden bist, hast du mich gefunden. Was willst du mir geben, Freund? Gabst du mir nicht dich selber? Siehe, ein köstlicher Geschenk ist mir nie geworden.“

Da schrie der Heilige auf aus dem Ahnen seiner Seele und schrie, und war fast ein Befehlen, als er schrie: „Herr, hebet das Visier und laßt mich Euch schauen! Eure Rede ist dunkel und strahlt doch wie Licht in mir, und Eure Stimme ist keines Menschen Stimme. Herr, laßt mich Euch schauen!“

Und der Ritter neigte sich tief zu dem Menschen und schlug den Helmsturz auf. Da klirrte das Schwert zu Boden und der Heilige stürzte vornüber auf sein Angesicht und betete an.

Und lag an der Erde wie ein Erschlagener. —

Und der Heilige saß auf dem Baumstumpf, und das Schwert des Herrn lag über seinen Anien. Und der Heilige stand auf. Wie einer, der am Sterben ist, noch einmal sich hebt und hineinsieht in das Dunkel mit wissenden Augen. Er umspannte den Kreuzgriff des Schwertes und zog es aus der

hüllenden Scheide und hob es hoch empor, steil über seinem Haupte. Und das nackte Schwert hatte drei Kanten, und die drei Kanten waren drei Schärfen. Und die drei Schärfen flammten zusammen in einer Spitze und die Spitze war nicht Schärfe mehr noch Kante, sondern war Spitze und Punkt und Ewigkeit und Ende des Schauens. Und aus der Spitze schoß Feuer, und aus dem Feuer strahlte das Licht. Und der Heilige stand, wie die Fackelträger an den Toren der Paläste stehen und den Gästen leuchten mit geschwungenen Fackeln, daß sie den Weg nicht fehlen zu der Könige Mahl. Und der Heilige stand mit flammendem Schwert, wie der Hüter und Wächter am Garten des Herrn.

Und der Heilige warf Erde auf mit seinen Händen und grub ein Grab und legte das Schwert hinein und deckte es zu mit Erde, daß keines Menschen Aug' es fürder sähe.

Sie sagen aber, das Schwert wird einst gefunden werden, wenn seine Stunde gekommen ist. Und es wird dem gegeben, dessen Arm nicht zittert vor seiner Gewalt, und dessen Augen nicht erschrecken vor seinem Glanz.

Das Santuarium des heiligen Franziskus in Brasilien

Von P. Casimir Krajczyk O. F. M.

Die Verehrung des heiligen Franziskus in Brasilien datiert seit der Entdeckung dieses Landes. Denn Söhne des Heiligen gehörten zu den ersten, die Brasiliens Boden betreten haben.

Die Ordensprovinz des heiligen Antonius hat sich aber erst Ende des 16. Jahrhunderts in Brasilien ausgebreitet und gehörte bald zu den blühendsten des ganzen Ordens. Die alten, herrlichen Klöster, die heute nur zum geringen Teil von unseren Mitbrüdern neu besetzt sind, sind Zeugen einer glorreichen Vergangenheit und Wahrzeichen einer hohen Entwicklung in Architektur und Kunst. Es waren Zentren, von denen aus die Verehrung des seraphischen Heiligen sicher den größten Teil des bewohnten Brasilien ergriffen hat.

Aber ein Heiligtum, dessen sich die göttliche Vorsehung bedient, um die Macht der Fürsprache des Heiligen ganz augenscheinlich zu beweisen, verdient ganz besonders erwähnt zu werden. Es ist das Santuarium des heiligen Franziskus in Camindé, wo die Wundertaten des Heiligen schier ins Unendliche gehen. Ich möchte es in mancher Beziehung mit unserem schlesischen Heiligtum auf dem St. Annaberge vergleichen: so gewaltig ist auch dort der Zustrom der Menschen zum Heiligtume, so groß die Liebe des brasilianischen Volkes zu dem heiligen Orte, so natürlich die Anhänglichkeit aller zu den

Söhnen St. Franziszi, so innig die Verehrung des heiligen Franziskus, wie sie auf dem Annaberge zur heiligen Mutter Anna und zur Mutter Gottes ist.

Das eigentliche Santuarium, etwa 3 Minuten vom Kloster entfernt, war ursprünglich eine Kapelle zu Ehren der fünf Wundmale des Heiligen. Der Bau ward 1775 begonnen, aber wegen der großen Dürre in den darauf folgenden Jahren und der damit zusammenhängenden großen Armut des Volkes erst im Jahre 1796 beendet. Die heutige gewaltige Kirche ist 1915 endgültig fertiggestellt worden.

Canindé selbst — ein armjeliges Städtchen — liegt weitab von den Verkehrscentren, tief im Innern des Staates Ceará, etwa 130 km von der nächsten größeren Stadt Fortaleza entfernt. Von hier aus machte ich die Reise nach Canindé. Sie gehörte zu den beschwerlichsten, die ich in Brasilien gemacht habe. Gewiß durften wir ein Auto benutzen, aber die Wege waren so unsagbar schlecht, daß auch eine Autofahrt nichts weniger als angenehm war, abgesehen davon, daß unser sonst gutes Auto wegen eines Defektes wohl an die dreißigmal den Dienst versagte. Eine Strecke von 80 km konnte überhaupt nicht als Weg bezeichnet werden. Es ging dauernd über tiefe Löcher, Felsenplatten, ausgetrocknete Bäche und Gräben, zum Teil auch über Sandwüsten, ständig bergauf, bergab; es waren Steigungen bis 200 m zu überwinden. Dazu kam die ungeheure Hitze der Tropensonne, die in Ceará und Canindé sprichwörtlich ist. In Canindé selbst habe ich abends um 9½ Uhr die Temperatur von 33° Celsius und morgens um 5½ Uhr vor Sonnenaufgang die von 29° gemessen. Obwohl wir die Reise Anfang November, also fast zu Beginn des sogenannten brasilianischen Sommers gemacht haben, war die ganze Landschaft von der Glut der Sonnenstrahlen wie ausgedorrt und ausgefocht, — ein trostloses Bild, wie es bei uns im Herbst und Winter nicht schlimmer sein kann: kein grünes Blättlein auf den Bäumen, kaum ein grünes Gräslein auf dem Boden. Die zum Skelett abgemagerten Rüge, Pferde und Esel finden die einzige Nahrung in den trockenen Blättern, die von den Bäumen fallen.

Das alles muß man berücksichtigen, um die Opfer der Pilger, deren jährliche Zahl wenigstens 80—100 000 beträgt, zu würdigen. Den allerwenigsten steht ein Auto oder auch nur ein Pferd oder ein Esel zur Verfügung. Der Gebrauch eines Wagens ist gänzlich unbekannt, weil nicht möglich. Fast alle legen die ungeheuren Strecken zu Fuß zurück. Ein Bischof erzählte mir in Parahyba, wie er mit 80 seiner Diözesanen aus Liebe zum heiligen Franziskus die Beschwerden eines Weges von etwa 700 km auf sich genommen hat. P. Petrus Einzig berichtet, wie ein reiches, vornehmes Mädchen nicht weniger als 1200 km durch die tote Natur wochenlang gewandert war — hinter sich das gesattelte Pferd nachziehend, die Füße wund gelaufen, abgemattet; in ständiger Versuchung, das Pferd zu besteigen, blieb sie ihrem Versprechen treu und benutzte das Pferd erst auf der Heimreise.

Der liebe Gott belohnt aber auch die Opfer der Pilger und deren Vertrauen zu unserem seraphischen Heiligen. Tausende von Gebetserhörungen, Heilungen und großen augenscheinlichen Wundern beweisen dies. Blindgeborene



Das Santuarium des heiligen Franziskus in Canindé (Brasilien).

und Erblindete werden plötzlich sehend, Lahme gehend, von wilden Tieren und Schlangen Angefallene und Bedrohte durch die Anrufung des Heiligen von Canindé befreit, unzählige Kranke sind gesund geworden.

Es ist ganz unmöglich, all die Wunder einzeln aufzuzählen, die bis zum heutigen Tage an der Gnadenstätte geschehen. Mit der Kirche stehen drei große Säle in Verbindung, deren Wände und Fußböden zahllose Botivgeschenke enthalten. Alljährlich müssen die älteren verbrannt werden, um neueren Platz zu schaffen. Ich will nur einige Wunder kurz erwähnen, deren Augenzeugen ich selbst gesprochen. Das eine bezeugt unser hochwürdigste Bischof, P. Eduard Herberhold, die anderen P. Lucas Bonnegut, der vorher jahrelang Oberer von Canindé war und jetzt Präses von Fortaleza ist.

Ein reicher Herr, Johannes Baptista F. G., litt an Knochenfraß. Eine dreimalige Operation in Pará blieb ohne Erfolg. Er fuhr nun nach Bahia, um sich von Spezialärzten behandeln zu lassen und Heilung zu finden. Eine neue Operation brachte keine Linderung und Besserung. Die einzige Rettung wäre die Amputation des kranken Beines gewesen. Indes konnte diese wegen allzugroßer Herzschwäche nicht vorgenommen werden. In der größten Not nahm der Kranke seine Zuflucht zum heiligen Franziskus und versprach im

Falle einer Besserung eine Wallfahrt nach Canindé. Schon am ersten Morgen fühlte sich der Kranke bedeutend erleichtert und nach 11 Stunden war die Wunde geschlossen. Sofort ging er zum hochwürdigsten Bischof P. Eduard und zeigte ihm die Narbe, die der Bischof mit eigener Hand berührt hatte. Seine Frau hatte sich die Krankheit des Mannes so zu Herzen genommen, daß sie völlig geistesgestört war. Ein zweites Versprechen brachte auch ihr sofortige Heilung. Im Oktober 1924 pilgerten beide zum Heiligtum und empfingen die heiligen Sakramente und dankten Gott und dem heiligen Vater Franziskus für die wunderbare Erhörung.

Ein Chauffeur aus Fortaleza, Raymundo Bernardino de Souza, hatte eine schwere Beinenzündung. Die einzige Möglichkeit, ihm das Leben zu retten, sahen die Ärzte in der Amputation. Raymundo machte dem heiligen Franziskus ein Versprechen. Von dieser Zeit an wurde die Wunde nicht schlimmer, hatte sich aber merkwürdigerweise auf den untersten Teil des Beines verschoben. Es nahte das Fest des heiligen Franziskus. Mit Hilfe seiner Kollegen lenkte er unter unsagbaren Schmerzen schon einige Tage vorher sein Auto nach Canindé. Auf einen Stock gestützt, schleppte er sich täglich in die Kirche, um der Novene beizuwohnen. Es kam der 4. Oktober. Der Kranke kommunierte, wandte zum Altar des großen Wundertäters und betete voll Inbrunst und Vertrauen. Da fiel plötzlich — man weiß nicht wie — ein vergoldeter Strahlenkranz vom Hochaltar herab und zwei Spitzen desselben drangen tief in die wundete Stelle des kranken Beines. Schwarzes Blut quoll in Menge aus dem Fuße. Der Kranke schrie auf vor wildem Schmerz, der aber bald nachließ. Nach kurzer Zeit schloß sich die Wunde und die Haut war ganz weiß. Der Kranke war vollständig hergestellt.

Es war im Jahre 1922. Ein kleines Kind verschluckte im unbewachten Augenblick einen Nagel. Es wird krank und magert zum Skelett ab. Die Versuche der Ärzte bleiben ohne Erfolg. Das Kind ist dem sicheren Tode geweiht. In der Tat schien es eines Tages so, als ob der Todesengel nahe. Der Todeskampf beginnt. Da läßt die verzweifelnde Mutter den Vater rufen, der in nächster Nähe Stationsvorsteher ist. Als der Vater den trostlosen Zustand des Kindes sieht, fällt er auf die Knie und ruft: „Heiliger Franziskus von Canindé! Rette du mein einziges Kind!“ In diesem Augenblick schlägt das Kind die Augen auf und fängt an zu würgen und zu brechen. Und siehe da, der verschluckte Nagel kommt zum größten Staunen aller zum Vorschein. „Sankt Franziskus hat geholfen! Noch heute hängt der Nagel als Zeichen des Dankes für die wunderbare Hilfe im Santuarium des großen Wundertäters von Canindé.“

Ich könnte die Zahl der Wundertaten fortsetzen. Doch mag dies genügen, um uns mit neuer Liebe und neuem Vertrauen zu unserem seraphischen Vater zu erfüllen.

Der heilige König Ludwig

Von Hedwig Fischer

(Fortsetzung.)

Ludwig erhielt von frühester Jugend an eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung, die er sein ganzes Leben lang bewahrte und vervollständigte. Die lateinische Sprache beherrschte er gründlich, so daß er ohne Vorbereitung frei übersetzen konnte. Seine Werke hatten meist einen religiösen, geistlichen Charakter, was seinem literarischen Geschmack entsprach. Zu gleicher Zeit wurde er durch diese Instruktion der Heiligen Schrift zugeführt, die zu dieser Zeit und in dem Grade, wie sie ihm zugänglich gemacht wurde, solchergestalt war wie die, die man dem Klerus unterbreitete. Ludwig besaß also noch das Verdienst, die intellektuellen Eigenschaften und Gewohnheiten eines intelligenten und fleißigen Klerikers seiner Zeit zu besitzen. Sein strenger Erzieher, höchst wahrscheinlich ein Franziskaner, hatte ihm zur lateinischen Wissenschaft auch die ergänzende philosophische und theologische gegeben. Ebenso war es mit den anderen Lehrern.

So ergab sich aus diesem theologischen Gange die Vorliebe für Predigten. An allen Sonn- und Festtagen, auch gelegentlich Wochentags, ließ er Ordensleute oder andere gelehrte Personen predigen und hörte das Wort Gottes mit großer Andacht und Aufmerksamkeit an. Wenn er auf seinen Reisen bei einem Kloster vorüber kam und nicht gar zu eilig war, ging er hinein und ließ einen der Ordensleute predigen. Er hörte diese Predigten an, indem er sich einfach auf die Erde, auf eine Strohmatten setzte, so kalt es auch manchmal war. Gern hörte er auch in derselben Stellung die Instruktionen an, die man den Mönchen in ihren Chorstühlen gab. Sie mußten auch diese Plätze behalten, während er, z. B. in Chälis, auch in Royamont sich wieder nur auf die Erde setzte. Er behielt diese Predigten gut und konnte sie wiederholen. Bei seiner Rückkehr von Cypern ließ er auf seinem Schiff dreimal die Woche predigen. „Ein Doktor der Theologie“, sagte von ihm der Psalmist aus der Abtei Royaumont. Ebenso setzte sich der fromme König in den Schulen gern unter die Mönche und hörte mit auf die Lektionen des Lehrers. Oftmals ging er zu den Mönchen nach Compiègne und setzte sich auf die Erde nieder vor dem Lehrstuhl des Lehrers, während die Mönche ihre hohen Stühle behalten mußten. Er ging auch dort ins Refektorium und stieg mit auf den erhöhten Sitz, wo die Bibel während der Mahlzeiten verlesen wurde. Nie brachte er die Zeit mit unnützen Dingen zu, sondern benutzte noch irgendwelche freien Stunden zur Lesung der Heiligen Schrift. Er besaß die Bibel mit Auslegungen und Originalschriften des heiligen Augustinus und anderer Heiligen. Mit Ordensleuten und anderen frommen Personen sprach er von Gott, seinen Heiligen und ihren Handlungen, wie von der Heiligen Schrift und dem Leben der Väter. Jeden Tag, wenn die Komplet von seinen Hausgeistlichen in der Kapelle gebetet worden war, ging Ludwig nach seinem Zimmer zurück, dort wurde eine Kerze angezündet, und

so lange sie brannte, las der fromme König in der Heiligen Schrift und einem anderen Andachtsbuch. Er begnügte sich nicht, selbst Bücher zu seinem Gebrauch zu haben, sondern er errichtete eine Bibliothek, die auch denen zugänglich war, die sich für diese Studien interessierten. Geoffroi de Beaulieu erzählt: Als der König über dem Meere war, hörte er von einem großen Sultan (ehemaliger Titel der Kalifen) der Sarazener. Dieser ließ überall nach Werken forschen, die den Philosophen seiner Religion nützlich sein könnten. Er ließ sie abschreiben und bewahrte sie in seinem Palaste, um sie ihnen immer zugänglich zu machen. Daraus ersehend, daß die Söhne der Finsternis klüger sind als die Kinder des Lichtes und eifrigere Förderer ihres Irrtums, als diese für die christliche Wahrheit, entschloß sich der fromme König, bei seiner Rückkehr nach Frankreich alle auf die Heilige Schrift bezüglichen authentischen Bücher, die man in den verschiedenen Abteien und Klöstern finden könnte, auf seine Kosten abschreiben, bezw. übertragen zu lassen, damit er selbst, seine Kleriker und lieben Ordensleute zu ihrem eigenen Vorteil und zur Erbauung des Nächsten darin studieren könnten.

So darf man sich nicht wundern, daß vom religiösen und intellektuellen Standpunkt aus die Unterhaltung über Gegenstände, die sich auf die Lehre und Geschichte des Christentums bezogen, eine große Freude, ja eine Erholung für den heiligen Ludwig darstellte. Er liebte keine weltlichen Feste, zu denen er die Großen seines Hofes laden mußte. In seinen intimen Kreis der Ritter und Kleriker des Hauses zog er gern Geistliche und Ordensleute heran, die durch ihr Wissen und ihre Tugend bekannt waren. Obwohl er nach der Aussage Geoffrois de Beaulieu wenig Gefallen fand an der scholastischen Methode, die an den Lehrstühlen der Universität von Paris immer mehr aufblühte und die ihn nach den anfänglichen Verirrungen vorsichtig gemacht hatte, so verstand er es doch, bei Gelegenheit die großen Geister zu ehren, die sie damals zum Höhepunkt führten. Einer der ersten und sichersten Biographen des heiligen Thomas von Aquin, der bekanntlich unter Ludwig dem Heiligen in Paris lebte und lehrte, erzählt uns ein interessantes Begebnis, das die Charaktere der beiden Heiligen wohl kennzeichnet. Eines Tages, erzählt Guillaume de Loco, ließ Ludwig, König von Frankreich, den großen Doktor an seinen Tisch bitten. Dieser brachte seine Entschuldigungen vor, er wäre im Begriff, die *Somma* an der *Theologie* zu bearbeiten und könne schwer abkommen. Doch auf den expressen Befehl des Königs und des Priors der Brüder von Paris ließ Thomas seine Arbeit und begab sich ins Palais. In seinem Kopfe nahm er aber den Gegenstand seines Sinnes mit, der ihn in seiner Zelle so beschäftigte. Während der Mahlzeit nun hatte er eine plötzliche Inspiration, er schlug auf den Tisch und rief aus: „Das ist bestimmend gegen die Häresie (Ketzerei) der Manichäer!“ Der Prior wandte sich zu ihm und jagte: „Geben Sie acht, Meister, Sie sind an der Tafel des Königs von Frankreich.“ Dabei zog er ihn scharf an seinem Chorrock, um ihn von seiner Geistesabwesenheit zurückzubringen. Der heilige Gelehrte kam zu sich, verbeugte sich vor dem König und bat ihn um Entschuldigung, daß er sich an seinem Tisch so hätte gehen lassen. Der heilige



Prof. Weckbecker

Der heilige König Ludwig

(Vom Chorgestühl in der Heisser Franziskanerkirche)

König aber war im Gegenteil ganz von Bewunderung und Erbauung hingerissen. Er trug sogar Sorge, daß der Gedanke, der Thomas gekommen war, nicht verloren sein möge, ließ sofort einen seiner Sekretäre kommen, der diese Eingebung sofort niederschreiben mußte. So zeigt uns dieser neue Zug noch mehr die intellektuelle Physiognomie Ludwigs wie das weitere Beispiel eines festen, nimmermüden Eifers und Apostolats. Und fügen wir hinzu, eines so großen Verstehens, das wir kaum noch finden und das wohl nur heilige große Seelen empfinden können.

Die Drittordensregel

Von P. Josef Kiera O. F. M.

3. Die Charakterfrage. „Sie müssen friedfertigen Charakters sein.“

Als wir, liebe Terziaren, das letzte Mal voneinander Abschied nahmen, empfahl ich euch das zweite Bollwerk unserer geistlichen Ritterburg, den guten Ruf, die Standessitten, den ritterlichen Lebensstil, wohl zu wahren. „Gut gesittet“ sollen wir bleiben, wenn uns der Torwächter an der Zugbrücke den Eintritt in die heilige Ordensburg erlaubt hat.

Von dem „friedfertigen Gemüte“ will ich heute zu meinen geistlichen Mitbrüdern und Schwestern sprechen. Stellen wir uns lebhaft eine trübsig-kühne Ritterburg in deutschen Landen vor. Am besten die deutscheste aller Burgen im Herzen unseres Vaterlandes, wo zur Zeit St. Franziszi die Gemahlin des hochgemuten Landgrafen Hermann als die Wunderblume unter den Jüngerinnen St. Franziszi blühte und ihren bezaubernden Duft allhin verbreitete. Wir stellen uns als Reifige dem Turmvogt vor und wünschen die hohe Frau zu sprechen, um Einlaß in die Wartburg zu erhalten. Sie läßt uns antworten mit der Frage: „Wollt ihr den Burgfrieden wahren? Ist euer Einzug friedensvoll?“ „Wir sind Söhne und Töchter des großen Franz von Assisi; könnten wir andere Gedanken und Absichten hegen als die des Friedens?“ „Wohlan, solcher Ritter und Edelfräulein kann ich viele gebrauchen. Ihr könnt kommen und weilen.“

Was ich hier im Bilde gesagt, ist buchstäbliche Wahrheit und Forderung an alle, die sich dem geistlichen Knappendienst St. Franziszi im Dritten Orden verpflichten wollen. Ohne friedfertigen Charakter hat man keine Rittertauglichkeit für diesen Heeresdienst. Das ist eine so unbedingt erforderliche Eigenschaft, daß zu seiner Zeit sogar alles Waffentragen und aller Kriegsdienst den Terziaren verboten war.

Warum legte St. Franziskus, der hochgemute Ritter von vordem, solchen Wert und Nachdruck auf diese Tugend der Friedfertigkeit? Weil er das ganze Unglück seines Jahrhunderts in Kirche und Gesellschaft aus dem Mangel dieser Grundeinstellung bei hoch und niedrig, Adelsgeschlechtern und Bürgerlichen fließen sah. Und weil er als die unterirdische Wasserader dieser Quelle den Besitz und das ungeordnete Hängen an den Gütern dieser Welt erpäht hatte, wollte er durch sein persönliches Beispiel der Armut die Grundlage und die Bürgschaft für den sozialen und politischen und politisch-kirchlichen Frieden seiner Zeit schaffen.

Was haben wir unter der Friedfertigkeit im Sinne unseres heiligen Ordensvaters mithin nicht zu verstehen und was haben wir darunter aufzufassen?

Terziaren dürfen darunter nicht Gleichgültigkeit oder feige Nachgiebigkeit, sogar weltlich-kluges Verhandeln mit den Feinden Gottes, der Wahrheit des Evangeliums, der Kirche Jesu Christi oder den Feinden der eigenen Seele, den Leidenschaften und sündhaften Gewohnheiten ihrer Zeit verstehen. Für diese Feinde bleiben wir ein kampflustiges und kampfgewöhntes Schlachtheer im Dritten Orden; ja wir müssen es bleiben, wenn unser Dritter Orden den entschiedensten Kampf der Welt gegenüber ansagen soll, wie es Franzens Eroberergeist getan. Nach dieser Richtung gibt es nur eine Parole: Kampf bis zum äußersten! Denn der Meister ist nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und sein Apostel rühmt sich, daß er den guten Kampf gekämpft, wofür ihm auch die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt ist.

Außer diesem Kriegsdienst soll unser Leben und unsere Aufgabe im Dritten Orden dem Frieden geweiht sein, und zwar sollen wir, soweit es möglich ist, mit allen Menschen im Frieden leben, wenn wir auch ihre falschen oder gottfeindlichen Anschauungen nicht teilen und dulden, sondern ablehnen und bekämpfen müssen, und zwar mit sachlichen und geistigen Waffen. Besonders gilt das von unseren Glaubensgenossen, mit denen uns ein herzliches Band der Eintracht umschlingen soll.

Am allermeisten aber ist dieser Friedenswille gefordert für alle unsere Beziehungen innerhalb der eigenen Ordensgemeinde. Denn sie stellt eine Auslese der Katholiken dar, die es noch gewissenhafter mit den Forderungen des heiligen Evangeliums des Friedens nehmen wollen, als die anderen Glaubensbrüder. Wir bilden ferner eine noch engere Gemeinschaft, als sie der Glaube bildet. Franziskus sagt nicht so obenhin von uns, daß wir unter uns „Brüder und Schwestern“ sein sollen. Es ist mithin undenkbar, daß wir unserem Friedensberuf, den wir besonders heute einer kampfgelittenen Welt gegenüber haben, auch nur im bescheidensten Maße entsprechen können, wenn wir nicht den Burgfrieden in der eigenen Schloß- oder Burggemeinschaft des Dritten Ordens eiferfüchtig hüten. Wir sind nur unter der Bedingung zugelassen worden, daß wir Burgfrieden halten wollen, und nur unter der Einlösung dieser Versprechung kann uns die „Freiheit und Sicherheit“ gewährt werden, wie sie im Mittelalter im Burgfriedensvertrag zugestanden wurde. Wer im Dritten Orden keinen Friedensgeist und Friedenswillen hat, muß über die Zugbrücke wieder hinausbefördert werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das versprochene Rosenkranzgebet

Der im hohen Alter verstorbene Jesuitenpater Brinkmann hatte einst wieder Exerzitien gehalten. — Mit frohem Herzen knieten wir am Schlußtage, als alle Teilnehmerinnen frühmorgens die heilige Kommunion empfangen hatten, zum letzten Vortrage in der Kapelle. — Das Stillschweigen war nach dem Morgenkaffee noch nicht gebrochen, um so weihvoller war die Schlußstimmung, als der Schlußvortrag begann. Während unser Ohr die herrlichen, wohlgemeinten Worte des alten, würdigen Paters vernahm, festigte unser Wille die gemachten Vorsätze. — Ein Erlebnis des Exerzitienmeisters, das er uns zum Schluß mittheilte, soll hier zum Nutzen folgen.

Der hochwürdige Herr erzählte: Als ich vor einigen Jahren Exerzitien hielt für frühere Pensionärinnen eines Schwesternhauses, kam nach Schluß der heiligen Übungen eine junge Gräfin zu mir. Sie bat mich, ihr ein Mittel zu geben, brav zu bleiben, da sie fürchte, im Getriebe der Festlichkeiten auf dem väterlichen Schlosse ihre guten Vorsätze zu vergessen. Ich sagte: „Beten Sie täglich den Rosenkranz!“ „Einen ganzen Rosenkranz?“ „Luen Sie es erst mal ein Jahr lang.“ „O, Hochwürden, das ist so viel.“ „Nun, Sie könnten innerhalb des Jahres sterben.“ „Sterben? Ich bin noch so jung!“ Darauf sagte ich: „Komtesse, Sie sind zu mir gekommen, von mir ein Mittel zu erfahren, um brav bleiben zu können. Ich habe Ihnen ein geeignetes Mittel genannt.“ Darauf versprach sie mir, ein Jahr lang täglich einen Rosenkranz zu beten, und zwar in der Woche zweimal den freudenreichen, zweimal den schmerzhaften und dreimal den glorreichen Rosenkranz.

Über ein Jahr war vergangen. Eines Tages ließ eine Dame sich bei mir melden. Die schwarz verschleierte ältere Schwester der Komtesse war es. Sie sagte: „Herr Pater, meine liebe Schwester läßt Ihnen einen letzten Gruß bestellen.“ „Ist sie gestorben?“ „Ja“, sagte die Dame mit Tränen, „Ihea trug mir kurz vor ihrem Tode auf: Wenn du Pater Brinkmann triffst, so sage ihm einen dankbaren Gruß — und der Rosenkranz sei täglich von mir gebetet worden.“



Rosenkranzmadonna

Einige Tage in Konnersreuth

Gedanken und Eindrücke von P. Dionys Scholz O. F. M.

Den bairischen Bergen, in denen ich in längeren Wochen Gesundheit suchte, winkte ich zum letzten Male mit Dank und Freude den Abschiedsgruß. Bei meiner Heimreise wollte ich aber noch ein anderes Hochgebirge ganz anderer Art, wie die Alpen es sind, auffuchen und es einmal wenigstens von der Ferne und aus der Tiefe beobachten; ein Hochgebirge, auf dem ein schlichtes Landmädchen schon jahrelang begnadet und gefahrvoll pilgern.

Obwohl es mir sehr schwierig genannt wurde, sich vom zuständigen Ordinariat eine Erlaubnis zu erwirken, schrieb ich doch, und ich hatte Glück. Im Besitze dieses Scheines froh, brachte mich die Bahn schnell über Mühlendorf, Regensburg nach Weisau. Hier sind schon viele Tausende vor mir ausgestiegen mit dem gleichen Ziele: Waldsassen, Konnersreuth. Ich machte den einstündigen Weg von der alten Abteistadt Waldsassen zu Fuß nach dem ehemals weltverlorenen und jetzt weltbekanntesten bairischen Dorfe.

Konnersreuth ist wohl niemandem mehr ungenannt und auch kaum ganz gleichgültig geblieben. Die dortigen unzweifelhaften Vorkommnisse, wie Nahrunglosigkeit, Hellssehen, Stigmata, Ekstasen und Visionen haben die Welt zur Stellungnahme herausgefordert. Einige lehnen sie aufs schärfste ab. Andere wollen warten — in bestimmten Grenzen nicht zu Unrecht —, wie die Kirche wartet. Die Kirche muß zu Ende warten, weil sie endgültig spricht. Sie kann warten, weil sie länger lebt als Theresie Neumann und als wir. Ob aber die abwartenden Menschen nichts verpassen? Dann, wenn die Kirche entscheidet, ist die Mehrzahl der Jetztmenschen schon unter der Erde... Sehr viele jedoch stehen begeistert, gläubig und unerschütterlich fest zu Konnersreuth. Und den Ungläubigen, den Gottesleugnern ist Konnersreuth wenigstens zum mahnenden Zeichen geworden und durch Konnersreuth das Jenseits wieder zum Problem. Es ist doch, so müssen sie vorläufig ratlos sagen, als ob der Schleier, der sonst unerbittlich das Jenseits verhüllt, etwas beiseite geschoben wäre, als ob die Übernatur in Konnersreuth beschämend grell hineingeleuchtet hätte in unsere nur naturgläubige Zeit.

Mein erster Weg war zur Kirche. Es ist ein schmuckes, würdiges Gotteshaus, die Zentrale des Dorfes. Am linken Seitenaltar glänzt im Rosenschmucke die rosentragende heilige Theresia vom Kinde Jesu, die Lieblingsheilige der Keßel. Ein Priester feiert gerade das heilige Messopfer. Später hörte ich, es ist ein Neugeweihter. Der Name Rothschild verrät seine Herkunft. Als Jude ist er auf dem Wege über Konnersreuth zur katholischen Kirche und zum Priestertum gekommen. Mit sichtlicher Freude reichte er täglich seiner Laufpatin Keßel die heilige Kommunion. Man merkt es deutlich: in dieser Kirche

wird anders gebetet als anderswo. Inniger, gläubiger, konzentrierter. Man hat den Eindruck einer Wallfahrtskirche, einer Gnadenkapelle. Zu jeder Stunde knien viele Beter. Am meisten in den dunkelnden Abendstunden. Auch die Männer gehen dort eifrig den Kreuzweg des Herrn.

Mein zweiter Gang war zum Herrn Pfarrer Naber. Schon deshalb interessant, weil man fast immer auch zu ihm Stellung nimmt, wenn man über Konnersreuth disputiert. „Er ist die Liebenswürdigkeit selber“, schrieb jemand über ihn. Ich konnte es nur bestätigen, trotzdem er sich täglich vielen Fremden zu bestimmter Zeit zur Verfügung stellt.

Die nächste Sorge galt dem Quartier. Sie war schnell und glücklich behoben. In der dörflichen Schlichtheit und franziskanischen Genügsamkeit meiner Quartiermutter fühlte ich mich zu Hause. Sie erzählte mir glaubwürdig und zuverlässig aus der Dorfgeschichte, voll Ergriffenheit auch eigene Erfahrungen und Begegnungen mit der Kessel. Sie führte mich auch in das Geburtshaus eines Mitbruders, des Vaters Liberatus Weiß von Konnersreuth, der am 3. März 1716 in Gondar (Afrika) als Martyrer gestorben ist.

Konnersreuth ist Treffpunkt. Ich traf einen Mitbruder aus Rom, Bekannte aus der Glazer Heimat, und eine Breslauer Terziarenfamilie war sogar mein Quartiernachbar. Konnersreuth ist international. Aus vielen Teilen Deutschlands, aus Tirol, Italien, England und Amerika waren Besucher. Konnersreuth ist Sammelpunkt. Aber nicht von bloß Neugierigen. Das sind die wenigsten. Die meisten kommen mit unbegrenztem Vertrauen, mit schweren Anliegen, unter großen Opfern.

Jeder neue Tag der Woche hebt den Fremdenverkehr. Der Kirchplatz wird immer belebter bis zum Freitag. Das Neumann-Haus wird von allen Seiten im Auge behalten. Vielleicht ist die Kessel doch zu sehen, wie sie im Garten die Blumen pflegt oder aus der Kirche kommt oder zum Friedhof geht. Der Vater Neumann hatte sich am Donnerstag, wohl nicht zum ersten Mal, die Belästigungen der Fremden durch Nachschauen und Nachlaufen für die ganze Familie verbeten, und damit manchen ahnungslosen Besucher durch sein nicht mißzuverstehendes Bayrisch etwas ernüchtert.

Der Freitag ist für Konnersreuth der Höhepunkt. Um 9 Uhr sind fast alle Eintrittsberechtigten vor dem Hause der Kessel versammelt. Es ist eine lange Menschenschlange. Aber trotzdem eine erwartungsvolle, feierliche Stille. Bis der Vater Neumann die Türe öffnet. Er prüft die Scheine von Regensburg und nimmt sie ab. Gruppenweise dürfen die Besucher ins Zimmer der Leidenschauenden. Es sind ernste Minuten, auch für den Kritiker und Skeptiker. Für manchen entscheidungsvolle Augenblicke. Ganz weiß gekleidet sitzt sie im Bette. Nur das Kopftuch ist mehrfach gerötet, ebenso die Wäsche an der Herzseite. Aus ihren Augen haben sich zwei breite Blutbänder übers ganze Gesicht festgelegt. Es ist als wollte sie mit ihren greifenden Händen zum Kreuzträger hin. Pfarrer Naber zeigte meinem Mitbruder, einem Lehrer der mystischen Theologie, und mir die Stigmata aus der Nähe. Ich dachte an unseren heiligen Ordensvater Franziskus, an seine hageren Hände und Füße, denen die Liebe

Christi auch die heiligen Kreuzmale eingegraben hat. Der Pater aus Rom reichte der Kejel eine echte Reliquie der Heiligen von Lisieux. Da erwacht sie gleichsam aus der Vision und greift lächelnd nach der Reliquie und drückt sie an die Brust: „Die mog i hoan.“ Wir Priester durften zum Ende der Freitagsvision gegen Mittag nochmals zu ihr. Ihre Gesten waren noch intensiver und ihre Gesichtszüge noch schmerzlicher. Neues Blut quoll aus ihren Augen. Sie sah und hörte den Schluß des Golgotha-Dramas.

Ich schließe mit den Worten eines Universitätsprofessors, der im Streite für und gegen Konnersreuth versöhnlich schreibt: Der gewöhnliche Sterbliche ist dem überragenden Zartheit und Hochachtung schuldig; und es sollten auch alle, denen diese ungewöhnlich fromme Seele etwas bedeutet, das tun, worum sie selber bittet, nämlich für sie beten, daß Gott sie das werden lasse, wofür sie bestimmt ist und sie vor Ablenkung bewahre; denn keine Seele ist sicher, solange sie noch in dieser Welt lebt.



FRANZISKANISCHE MISSIONEN

An der Pforte des Todes

Leben des Indianer-Missionars P. Emmanuel Crespel O. F. M.
Von P. Johannes Berchmans-Goets O. F. M. / Fortsetzung

Ich weiß nicht, ob der Dolmetscher meine Worte richtig übersetzt hatte, genug, der Wilde wollte nicht zugeben, daß sie sich von verkehrten Grundsätzen hätten leiten lassen. Ich wollte noch weitere Gründe für meine Behauptung vorbringen, als der Befehl erteilt wurde, gegen die letzten Niederlassungen der Feinde vorzurücken. Diese befanden sich am Ufer eines kleinen Flusses, der sich in den Wisconsin ergießt; dieser mündet dreißig Meilen weiter in den Mississippi.

Auch hier fanden wir alles leer und verlassen, die Einwohner geflohen. Das Land war schön, der Boden fruchtbar und die Wälder reich an Wild. Deshalb blieben wir hier einige Tage. Die Nächte waren empfindlich kalt, während die Tage ungewöhnlich heiß waren.

Die Expedition hatte also ihren Zweck nicht erreicht. Man gedachte, die Räuber

und Wegelagerer in ihren Schlupfwinkeln zu überraschen; aber diese, rechtzeitig gewarnt, sei es durch Spione, sei es durch das geräuschvolle Herannahen der Truppen, waren in die Wälder geflohen. Eine Verfolgung aber in den undurchdringlichen Urwäldern, die von reizenden und unbekanntesten Strömen durchquert, von wilden Tieren und giftigen Schlangen bewohnt waren, war undenkbar. Zudem hatten die Truppen keinen Befehl, weiter als bis hierher zu gehen, also wurden die Vorbereitungen zur Rückkehr getroffen. Man war etwa 150 Meilen von Montreal entfernt.

Untermwegs wurde das Fort de la Bache durch Feuer zerstört. Diese Maßregel war notwendig; denn da es noch in Feindesgebiet lag, würde es für diejenigen, die man dort zur Bewachung hätte zurücklassen müssen, keine sichere Schutzstätte gewesen sein. Die feindlichen Indianer aber, erbittert über die an ihren Dörfern und Zel-

bern von uns angerichteten Verwüstungen und überzeugt, daß wir nicht sobald zum zweiten Male in ihr Land kommen würden, hätten die im Fort befindlichen Soldaten leicht einschließen, gefangen nehmen und an ihnen ihre Rache auslassen können.

Da man in Michillima-Kinac angekommen, noch über 300 Meilen zurückzulegen hatte, war Gefahr, daß die Nahrungsmittel nicht ausreichen würden, so daß wir alle möglichen Anstrengungen machten, um so schnell als möglich Montreal zu erreichen. Während bei der Fahrt über den Huron-See ein günstiger Wind wehte, regnete es immerfort, so lange wir uns auf dem Französischen Fluß, dem Nepissing-See sowie auf dem kleinen Fluß Mataouam befanden. Es hörte erst auf zu regnen, als wir den Fluß Outaouacs erreichten. Da das Boot, auf dem ich mich befand, von Leuten bedient wurde, die sich durch lange und praktische Übung eine große Geschicklichkeit in der Befahrung von Stromschnellen angeeignet, so ging die Fahrt sehr schnell vorstatten, so daß wir als die ersten in Montreal landeten, und zwar am 28. September 1728.

Drittes Kapitel.

Zu Cataracöii und St. Friedrich.

Gegen Frühling des Jahres 1733 erkrankte der Seelsorger des Forts Frontenac oder Cataracöii, und P. Emmanuel wurde von seinem Kommissar zur Vertretung dorthin gesandt.

Das Fort Frontenac (heute Kingston), nordöstlich vom Ontario-See, war 1673 auf Befehl dessen errichtet, dessen Namen es trägt. Seine Bestimmung war hauptsächlich, den Pelzhandel mit den Indianern des Westens zu begünstigen und die Profesen im Zaume zu halten, die fast ständig auf dem Kriegspfade waren. Als 1689 der damalige Gouverneur Denonville von Kanada sah, daß es auf die Dauer nicht möglich wäre, diesen Platz zu halten, gab er Befehl, die Festung zu sprengen, und zwar zum größten Leidwesen ihres Erbauers, der von Frankreich kam, um ein zweites Mal die Kolonie zu regieren und sich für deren Weiterentwicklung und Schutz viel von diesem Fort versprach, weshalb er es einige Jahre später wieder herstellen ließ.

Die Franziskaner waren nicht bloß vorübergehend hier seelsorglich tätig, sondern hatten hier eine feste Residenz, eine ständige

Missionsstation. Das königliche Patent schreiben, wodurch diese Gründung bestätigt wird, ist datiert vom 12. Mai 1678 und von Louis XIV. selbst unterzeichnet. Der erste Seelsorger hier war P. Gabriel de la Rivourde, der 1670 nach Kanada gekommen, 1680 aber, als Greis von 70 Jahren, grausam ermordet wurde und so den Samen des von ihm ausgebreiteten göttlichen Wortes mit seinem Blute betaute.

Hören wir, wie P. Crespel selbst seine Reise dorthin und seinen Aufenthalt daselbst beschreibt. „Ich kam“, so schildert er im zweiten Briefe an seinen Bruder, „am 17. November 1735 dort an. Es fing bereits an, empfindlich kalt zu werden, und so waren die Mühseligkeiten und Beschwerden nicht gering; es ist dies überhaupt eine der schlimmsten Reisen, die ich in Kanada gemacht, und die dabei ausgestandenen Leiden wurden nur durch die des Schiffbruches übertroffen.

Am Tage meiner Abreise von Chamblay, das ungefähr 40 Meilen von St. Friedrich entfernt ist, waren wir genötigt, im Freien zu übernachten. Während der Nacht schneite es so stark, daß der Schnee am anderen Morgen einen Fuß hoch den Boden bedeckte. Überhaupt hielt dieser Winter mit großer Kälte und vielem Schnee seinen Einzug. Am Orte der Bestimmung wurde uns ein Gebäude zum Aufenthalt angewiesen, das nicht einmal ganz fertig war; es bot uns nur wenig Schutz vor der Witterung, und die zwölf Fuß dicken Mauern, die erst vor einigen Tagen fertig geworden, vermehrten nur die Unbilden der Witterung. Hätten wir auf freiem Feld logiert, wir hätten nicht viel mehr zu leiden gehabt. Die Folgen zeigten sich auch sehr bald. Viele Soldaten bekamen den Skorbut, und es stellten sich derart schmerzhaftes Augenleiden ein, daß alle für ihr Augenlicht fürchteten. Was die Nahrung betraf, so war es damit nicht besser bestellt. Nur mit genauer Not fand man hier und da einige Rebhühner; denn anderes Wild war erst 7 oder 8 Meilen entfernt in der Nähe des St. Sacraments-Sees zu finden.

Sobald die Witterung und Jahreszeit es gestattete, vollendete man unsere Wohnung, jedoch zogen wir es vor, während des Sommers uns draußen aufzuhalten, als hier noch länger zu verweilen.

Es war eine große Erleichterung und

nicht geringe Freude für mich, als ich im August den Auftrag erhielt, nach Frankreich zurückzukehren. Ich reiste am 21. Septem-ber 1736, abends gegen 4 oder 5 Uhr ab.

Am anderen Tage trieb uns ein gün-ziger Wind bis an den Point-de-fer (Eisen- punkt), acht Meilen von Chamblu entfernt. Als wir am 23. die Stromschnelle St. The- resta passierten, glaubten wir unterzugehen; doch kamen wir endlich glücklich durch. Es war dies die letzte Gefahr, die ich bis zu meiner Ankunft in Quebec noch zu bestehen hatte, wo ich darauf rechnete, mich un- verzüglich nach Frankreich einschiffen zu können.“

So dachte unser Vater. Doch hier kann man sagen: Der Mensch denkt und Gott lenkt. Zu seinem Glück verhüllte noch ein barmherziger Engel vor seinen Augen die leidensvolle Zukunft, und er ahnte es nicht, welche harte und schwere Prüfungen seiner noch warteten.

Viertes Kapitel.

Abfahrt. — Sturm. — Schiffbruch. — In höchster Gefahr. — Auf einsamer Insel. — Ein Hoffnungsdimmer.

Da sich noch nicht gleich eine passende Gelegenheit zur Rückkehr nach Frankreich bot, so blieb P. Grespel noch einige Zeit in Quebec. Dann machte ihm ein Kapitän aus Kanada den Vorschlag, als Seelforger mit seinem Schiff die Überfahrt zu machen. Da beide schon längere Zeit einander sehr befreundet waren, ging P. Grespel mit größter Freude darauf ein. Jener war sehr tüchtig und hatte sich durch eine 46jährige Praxis in der Seefahrt große Kenntnisse und Fähigkeiten angeeignet, und die Schiffs- reeder zu La Rochelle hätten ihr Schiff, die „Renommée“, keinen besseren Händen an- vertrauen können. Es war noch ganz neu, überaus bequem, praktisch und stark gebaut, 300 Tonnen groß und führte 14 Kanonen zum Schutze und zur Verteidigung gegen Seeräuber mit sich. Die reiche Erfahrung des Kommandanten, die Güte und Festig- keit des Schiffes, alles ließ eine glückliche Fahrt hoffen, so daß, wie P. Grespel be- merkte, noch einige baten, als Passagiere die Reise mitmachen zu dürfen, so daß 54 Per- sonen auf dem Schiffe waren.

Am 3. November 1736 wurden die Anker gelichtet und die Segel gehißt, dann

verließ man den sicheren und schützenden Hafen. Am 5. hieß man auf die erste größere Schwierigkeit, da es galt, einen ge- fährlichen Strudel zu passieren. Trotz aller Anstrengung gelang es nicht, und man sah sich genötigt, dorthin zurückzukehren, von wo man abgefahren, wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, von der Strömung fortgerissen und in den Abgrund gezogen zu werden. Am folgenden Tage hatte man mehr Glück. In Begleitung einer kleinen Brigantine, die nach St. Martinique be- stimmt war, tags vorher aber dasselbe Miß- geschick hatte, gelang es, die gefährliche Stelle glücklich zu passieren. Dadurch wurde die „Renommée“ von den anderen Schiffen getrennt, denen es gleich das erste Mal gelungen war, den Strudel zu passieren. Nachdem man sich noch einmal bei La Præ- rie, nahe der Insel Aux Coures, aufgehal- ten, ging die Fahrt weiter bis zur Insel Aux Piedres und von dort bis Mathan, wo sich, wie P. Grespel schreibt, ein gelinder Nordwind erhob, der aber den Kapitän mit großer Besorgnis erfüllte. Da er dessen Gefährlichkeit in Anbetracht der Jahreszeit aus der Erfahrung kannte, so erklärte er offen, daß man sich auf alles gefaßt machen müßte.

Es war der 7. November. Von diesem Tage an datieren die rührenden Schicksale und Leiden, die P. Grespel in so ergreifender Weise in seinen Briefen schildert und die uns mit Mitleid und Trauer erfüllen. Das sind auch tatsächlich die vorherrschenden Ge- fühle, die die Seele beim Lesen derselben empfindet: Das Gefühl der Trauer und tiefen Schmerzes angesichts der unzähligen Leiden, welche die armen Schiffbrüchigen auf der öden Insel Anticosti erduldet; das Gefühl des Mitleids aber und inniger Teil- nahme für diese Unglücklichen, die ein grau- samer Tod beinahe alle nach fast unglaub- lichen Qualen dahinraffte.

Der Schiffbruch der „Renommée“, sagt Grégorin, ist einer der beklagenswertesten, die je an der Insel Anticosti vorgekommen; und vor ihm schreibt Faucher de Saint- Maurice: „Dieser ist wohl einer der herz- zerreißensten in der Geschichte der Insel.“

Die Erzählung des P. Grespel beruht ohne alle Zweifel auf wahren Tatsachen, so daß man volle Glaubwürdigkeit dafür be- anspruchen kann. Und um nur ja nicht den Eindruck seiner lebendigen Schilderung ab-

zuschwächen, werden wir, so weit es an-
gängig ist, sogar seine jetzt etwas veraltete
Schreibweise nachzuahmen suchen, damit die
erlebten Schicksale ganz allein durch sich auf
das Herz und Gemüt des Lesers wirken,
ohne künstlichen Schmuck und nebensächliche
Beigaben.

Der Kapitän hielt es also nicht für rat-
sam, weiter zu fahren, sondern einen Anfer-
platz zu suchen, d. h. eine Stelle, wo sie
gegen den drohenden Sturm gesichert seien.
Bald darauf machte der immer stärker wer-
dende Sturm eine Wendung notwendig.
Am folgenden Tage, den 12. November,
gegen 8 Uhr abends, drehte er sich nach
Nord-Nordosten, dann Nordosten, Osten und
zuletzt nach Süd-Südosten, in welcher Stel-
lung er zwei Tage blieb. Während dieser
Zeit suchte man auf einem Umwege an der
Insel Anticosti entlang zu fahren, bis am
14. des Morgens der Wind nach Süd-Süd-
westen umschlug. Dann nahm das Schiff
seinen Kurs auf Osten und südostwärts zu.
Bei dem Versuche, sich der Küste zu nähern,
geriet es jedoch auf die Kante eines Felsen-
riffes $\frac{1}{4}$ Meile vom Lande und ungefähr
8 Meilen von der Südspitze der Insel Anti-
costi entfernt. Trotz der verzweifeltsten
Anstrengungen gelang es nicht, das Schiff
wieder flott zu machen. Es wurde mit
solcher Gewalt hin- und hergeschleudert, daß
es jeden Augenblick zu zerschellen drohte.
Eine namenlose Angst bemächtigte sich aller,
starr und stumm standen die Matrosen da,
der Schrecken schien sie gelähmt zu haben,
da niemand Hand anlegte, weder um die
Segel zu reffen, noch den Mast zu kapen,
und doch war es eine zwingende Notwendig-
keit, sollte nicht der Untergang des Schiffes
beschleunigt werden. Allmählich drang das
Wasser von allen Seiten ein, und bei der
allgemeinen Verwirrung sowie dem Schrek-
ken, der den größten Teil der Matrosen er-
griffen, schien der Tod in den Wellen un-
vermeidlich.

Ein großes Glück war es, daß der Ra-
nonier in die Vorratskammer drang, die
schon teilweise unter Wasser stand; und die
dort befindlichen Lebensmittel auf das
Zwischendeck warf, bei welcher Gelegenheit
er auch einige Büchsen nebst Munition
rettete. Furchtbar wogte die See auf und
nieder, schauerlich heulte der Sturm, und
jeder Stoß, der das Schiff durchzitterte, ver-
mehrte die Todesangst der armen Menschen.

Schon hatte die Gewalt der Wogen das
Steuerruder mit fortgerissen, schon war
auch der Besanmast über Bord geschwenmt,
und mit jeder Minute steigerte sich die Ge-
wiztheit, daß das Schiff hoffnungslos ver-
loren sei und man es schleunigt verlassen
müsse, wollte man nicht mit ihm in den
Abgrund hinabgezogen werden.

Daher wurde das Rettungsboot flott
gemacht und ins Meer gelassen, was, nicht
ohne große Schwierigkeit, endlich gelang.
Denn es konnte nur mit der äußersten Vor-
sicht geschehen, damit es nicht durch die Ge-
walt der Wellen an den Schiffsrumpf ge-
worfen und zerschmettert würde. Dann
versuchte man ein gleiches mit der Scha-
luppe. Nachdem man darin untergebracht,
was notwendig war, stiegen 20 Mann hin-
ein. Oben wollte man sie ins Meer lassen,
da brach der vordere Ringbolzen und die
Spitze sank ins Meer, und alles, was in der
Schaluppe Platz gefunden, verschwand in
den Wellen. Kaum sah der Kapitän dieses
Unglück, als er vor allem die Stricke durch-
hieb, welche die Schaluppe an der anderen
Seite schwebend hielten, so daß sie jetzt auf
dem Meere schwamm. Mittlerweile kämpf-
ten die ins Wasser Gefallenen verzweifelt
mit den Wellen, doch gelang es allen, sich
zu retten. Eben schon war P. Crespel, der
auch in der Schaluppe war, mit vieler Mühe
an Bord zurückgekommen, da sah er noch
zwei, die mit den Wogen kämpften und dem
Ertrinken nahe waren. Ohne sich lange zu
besinnen, sprang er zurück und war so
glücklich, beide zu retten. Doch es blieb
keine Zeit, über dieses Mißgeschick lange
nachzudenken. Abermals bestieg man die
Schaluppe und versuchte, das Ufer zu ge-
winnen. Es war keine Kleinigkeit; doch
die Nähe des Todes und die Hoffnung, ihn
hinauszuschieben, gab jedem Mut und ver-
doppelte seine Kraft. Hatten sie auch keine
andere Aussicht, als auf dieser öden Insel
monatelang ein trauriges Dasein zu fristen,
so glaubte doch jeder, viel gewonnen zu
haben, wenn er nur für den Augenblick sein
Leben rettete. Unaufhörlich drang von allen
Seiten das Wasser stoßweise über den Rand
der Schaluppe, so daß einige fortwährend
daran arbeiten mußten, es auszuschöpfen.
Alle Elemente schienen sich zu ihrem Unter-
gang verschworen zu haben. Zweimal kam
eine Sturzwellen mit einer Gewalt über sie,
daß sie alle bis an die Knie im Wasser
saßen; eine dritte hätte die Schaluppe un-

fehlbar zum Sinken gebracht. Da der wütende Sturm ihnen auch unaufhörlich den Regen ins Gesicht peitschte, so war es fast unmöglich, eine zur Landung geeignete Stelle zu finden, um so mehr, da ringsum das Ufer sehr steil zu sein schien. Da sank auch den Mutigsten die Hoffnung, und der Tod in den Wellen schien ihnen gewiß.

In dieser Not machte P. Emmanuel sie aufmerksam, sich auf das Schlimmste vorzubereiten und ihr Gewissen in Ordnung zu bringen. Er hatte es bis dahin verschoben, um ihre Angst nicht unnötig zu vermehren und ihren Mut nicht zu mindern; nun aber noch länger zögern, das wäre eine schwere Pflichtverletzung, ja Verrat gewesen an dem Seelenheile der ihm Anvertrauten. Nach einer kurzen, herzlichen Ermahnung, wodurch er sie durch Angabe einiger kräftiger, übernatürlicher Motive zur Reue über ihre Sünden zu stimmen suchte, ließ er alle laut das Confiteor beten und erteilte ihnen dann allgemein die heilige Absolution. Groß war die Wirkung und Macht des Orkans, der da tobte, aber viel größer die Wirkung und Macht der schlichten und doch so überwältigenden Worte: *Ego vos absolvo a peccatis vestris in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti*. Ich spreche euch los von euren Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Mit welchem Ernst, welcher Zerknirschung mögen diese meist in Gefahren ergrauten Männer die Worte göttlicher Macht, aber auch göttlichen Erbarmens aus dem Munde dieses schlichten, einfachen Franziskaner-Missionars vernommen und ihre Wirkung durch wunderbare, innere Ruhe und trostvollen Frieden empfunden haben. Mit welcher Innigkeit und gläubiger Überzeugung mag still auf ihre Lippen das Wort gekommen sein: Amen. Es geschehe; zweifelte doch niemand, daß es das letztemal sein würde. Welch ein Schauspiel vor Himmel und Erden! Unmenschlich fast sind die Anstrengungen, die sie machen im Kampfe um ihr Leben; während sie aber rudern und mit aller Kraft sich bemühen, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen, rinnen unaufhörlich die bittersten Tränen über ihre gebräunten Wangen, und aus tiefstem Herzensgrund dringen die Seufzer und das Flehen zum Herrn um Gnade und Barmherzigkeit, um Verzeihung ihrer Sünden und ein gnädiges Gericht.

Wer vermag es, die Gefühle zu schildern, die im Herzen des guten Vaters wogten? Zärtlicher wird wohl nie eine Mutter oder ein Vater Gottes Erbarmen über ihr in Todesnot ringendes Kind herabgerufen haben, als er es tat, da er die Absolution mit den Worten einleitete: „Es erbarme sich euer der allmächtige Gott, er verzeihe euch eure Sünden und führe euch zum ewigen Leben.“ Sich selbst ganz vergessend, dachte er nur an ihr trauriges Loos, als wenn es nicht zugleich auch das seinige gewesen wäre. Nachdem er alle absolviert hatte, betete er ihnen langsam den herrlichen Psalm: „Erbarme dich unser“, vor, das schönste aller Bußgebete, das, vom Heiligen Geiste selbst dem königlichen Büßer David eingegeben, alles in sich enthält, um im Herzen des Betenden jene Gesinnung hervorzurufen, die notwendig und geeignet ist, um Gottes Erbarmen auf sich herabzusehen. Mit größter Andacht und Zerknirschung beteten es alle nach und sahen gefast dem letzten Augenblicke entgegen. Doch wie eine Mutter oft den Anblick des sterbenden Kindes nicht ertragen kann, weil der Schmerz sie übermannt, so hätte auch P. Crepel den Untergang seiner geistigen Kinder nicht ansehen können. Schon verhäufte er sein Angesicht mit seinem Mantel, empfahl seine Seele und diejenigen seiner Gefährten in die Hände Gottes, da erfaßte sie ein Wirbelwind und warf sie mit einem mächtigen Ruck ans Land.

Es wird wohl nicht schwer sein, sich vorzustellen, was im Herzen aller vor sich ging, als sie sich dem Tode entronnen sahen und wieder festen Boden unter ihren Füßen hatten, und wie schnell alle die Schaluppe verließen. Doch war die Gefahr noch nicht ganz überwunden. Eine Sturzwelle nach der anderen ging über die Schiffbrüchigen hinweg, durch deren Gewalt einige zu Boden gerissen wurden, andere beinahe wieder in das Meer zurückgerissen worden wären. Doch wurden alle gerettet. Ein Glück war es, daß einer, trotz aller Verwirrung, die Geistesgegenwart hatte, das Tau zu ergreifen, welches an der Schaluppe befestigt war.

Alle standen unter dem Eindruck eines ganz besonderen göttlichen Schutzes, und sie waren fest überzeugt, daß sie ohne ihn jetzt auf dem Grunde des Meeres lägen, darum warfen sie sich jetzt auf die Knie, um Gott

dem Herrn den innigsten Dank für ihre wunderbare Rettung abzustatten. Dann hielt man Umschau und sah, daß man sich auf einem kleinen Sandhügel befand, der durch einen Wasserarm vom größeren Teil der Insel noch getrennt war. Wegen seiner Tiefe war es nicht so leicht, hinüber zu gelangen, doch es gelang endlich glücklich.

Die allmählich eintretende Ruhe der entfeifelten Elemente sowie die Ebbe ermöglichten es, die in der Schaluppe geborgenen Gegenstände und Lebensmittel zu holen und auf die Insel zu bringen. Die erste Sorge war nun, ein Feuer anzuzünden, um die halberstarrten Glieder zu wärmen und die vollständig durchnässten Kleider zu trocknen. Nach vielen vergeb-

lichen und angestrengten Versuchen kam es endlich zustande.

Gegen 3 Uhr nachmittags kam erst das Boot mit sechs Mann ans Land. Wegen der stürmischen See konnten nicht mehr Personen darin Platz nehmen, und es kostete viel Mühe, ehe es glücklich gelandet. Da man vor allem darauf bedacht sein mußte, dieses einzige Rettungsmittel zu erhalten, so wagte man an diesem Tage es nicht mehr, noch einmal die Fahrt zum Schiffe anzutreten, um die anderen zu holen; denn da die See wieder sehr stürmisch ging, war es ein Ding der Unmöglichkeit, ja, es wäre Vermeßtheit gewesen, nochmals, ohne Aussicht auf Erfolg, das Leben aufs Spiel zu setzen. (Fortsetzung folgt.)



DRITTORDENS CHRONIK

Frankenstein. Die Ordensgemeinde Frankenstein zählte am 31. Dezember 1931 174 Mitglieder. Die Monatsversammlungen fanden regelmäßig an jedem 3. Monatssonntag in der Pfarrkirche statt, die zugleich unsere Ordenskirche ist. Es haben 12 Versammlungen stattgefunden. Außerdem hat auch eine Vollversammlung stattgefunden. Die Teilnahme an derselben war gut. Ohne Entschuldigung und ohne triftigen Grund blieb kein Terziar fern.

Der Novizenunterricht wurde vom Novizenmeister monatlich einmal im katholischen Frankenheim abgehalten.

Es wurden 4 Vorstandssitzungen abgehalten, in denen die Angelegenheiten der Ordensgemeinde mit den Bezirksvorsitserinnen besprochen wurden.

Die seit dem Jahre 1926 eingeführten Kontrollmarken für die Terziaren haben sich gut bewährt. Dieselben geben einen Ansporn zur regelmäßigen Teilnahme an den Monatsversammlungen, eine Grundlage für statistische Zwecke und sind bei eingetretener Krankheit eine Mahnung, dem Vorstand eine Mitteilung zuteil werden zu lassen.

Besondere Veranstaltungen. Aus Anlaß des 700jährigen Todestages des heiligen Antonius von Padua wurden in der Zeit vom 17. bis zum 21. Juni in der St. Georgkirche heilige Exerzitien durch den hochw. Franziskanerpater Dominikus aus Carlowitz abgehalten. Die Zahl der Exerzitanten betrug weit über 200, von denen 108 Ordensmitglieder und die übrigen Nichtterziaren waren. Sonntag, den 21. Juni, früh um 6 Uhr, war ein feierliches Hochamt mit Generalkommunion nebst heiligem Segen. Nachmittags um 2 Uhr wurde die Schlußfeier gehalten unter Abhaltung der Monatsversammlung. Eine größere Anzahl weißgekleideter und kerkzentragender Mädchen gab der ganzen letzten Andacht ein besonderes feierliches Gepräge. Während der Exerzitien stand die ganze Kirche im schönsten Rosenschmuck und herrlicher Beleuchtung. Auch ein großes Antoniusbild, welches auf einem Tisch seine Aufstellung gefunden hatte, war auf das Prächtigeste mit lauter Rosen und weißen Lilien geschmückt als ein weiterer Beweis der großen Liebe und Verehrung des heiligen Antonius von Padua. Nach der Schlußfeier versammelten

sich die Terziaren im Katholischen Vereins-
hause zu einer bescheidenen Abschiedsfeier.

In der Zeit vom 16. bis zum 24. August
hielt die Drittordensgemeinde eine Novene
zum heiligen Antonius von Padua.

Zum 700. Todestage der heiligen Elisa-
beth, der Patronin des Dritten Ordens,
wurde hier folgende Jubiläumsfeier ge-
halten. Die Drittordensgemeinde hielt vom
11. bis zum 19. November zu Ehren der
heiligen Elisabeth eine neuntägige Novene.
Am 19. November, früh um 7 Uhr, war
ein feierliches Hochamt. Der Kirchenchor
hat durch seinen Gesang die Andacht ver-
schönt. Die Ordensgemeinde ging während
des Hochamtes zur Generalkommunion.

In jedem Monat wurde ein heiliges
Mehopfer für die lebenden und verstorbenen
Mitglieder dargebracht. Während desselben
hielten die Terziaren ihre monatliche Ge-
neralkommunion. In den Monaten, in die
die Ordensfeier des heiligen Franziskus, des
heiligen Antonius, des heiligen Ludwig und
der heiligen Elisabeth von Thüringen fielen,
wurde die Generalkommunion an diesen
Festtagen gehalten.

Einmal in jedem Monat opfern alle
Mitbrüder und Mitschwester das heilige
Mehopfer und die heilige Kommunion für
das innere Wachstum unserer Ordens-
gemeinde auf.

Eine große Anzahl der Terziaren opfern
jeden Donnerstag die heilige Messe und die
heilige Kommunion für die Priester.

Für Verstorbene ließen wir alsbald
eine heilige Messe lesen und verrichten die
vorgeschriebenen Gebete.

Sozial-karitative Tätigkeit.
Für unsere Drittordenskranken hatten sich
freiwillige Helferinnen zur Verfügung ge-

stellt. Auch auf dem Lande haben unsere
Mitschwester den Nichtterziaren in Krank-
heitsfällen Hilfe geleistet. In unserer Fa-
miliennotspflege arbeiteten zehn freiwillige
Helfer und Helferinnen.

Den notleidenden und kranken Mitglie-
dern wurde durch längere Zeit hindurch das
Essen von einigen Terziarinnen verabreicht.

Karitativ betätigten sich eine größere
Anzahl von Mitgliedern: Im Männer-
apostolat 16, Winfriedbund 4, in der Schutz-
aufsicht eins, in der Jugendfürsorge 11, im
Vinzenzverein 29, Mütterverein 13, Frauen-
bund 3, Priesterhilfswert 37, Caritas-
pfennig 34, als Missionsförderinnen 31,
in der Marianischen Kongregation 9, im
Rosenkranzverein 14, im Verein erwerbs-
tätiger Frauen und Mädchen 4, Arbeiter-
verein 4, in der städtischen Fürsorgekommi-
sion eins, für den eucharistischen Gott durch
wöchentliche Reinigung der Kirche und Aus-
schmückung der Altäre 10, der gesamte Vor-
stand des Dritten Ordens einschließlich der
10 Bezirksvorsteherinnen = 15 und ein
ehrenamtlicher Organist in einem katho-
lischen Krankenhaus.

Vom 29. November bis einschließlich
5. Dezember hat die Drittordensgemeinde
eine Opferwoche gehalten für unsere Armen.

Unsere Toten: Charlottenburg:
Hedwig (Theresia) Libich. — Gleiwitz:
Franziska (Elisabeth) Niegel. — Hirsch-
berg: Karoline (Maria) Holzbecher. —
Münsterberg: Anna (Hedwig) Rei-
mann. — Reisse: Maria (Paula) Mil-
ler; Franziska (Elisabeth) Blaschke. —
Peterwitz: Anna (Elisabeth) Kolibus.
— Schönwald: Maria (Agnes) Gold-
arma; Valentin (Ludwig) Mierichlo; Maria
(Elisabeth) Scholz.

Ferneuf

Loft. Die Bedingungen für die Ge-
winnung des Armenseelenablasses am 1. No-
vember sind jetzt, was die Gebete anlangt,
dieselben wie bei dem Portiunkulaablaß:

also heilige Beichte, Kommunion, 6 Vater-
unser, Ave Maria und Ehre sei dem Vater
bei jedem Kirchenbesuch.

Zum Franziskusfest—Franziskusbücher!

P. Ambros Styra:

Franz von Assisi und das Evangelium Jesu.

Preis: 3.00 RM.

Franziskus in der neueren deutschen Literatur.

Preis: 6.50 RM.

✦

P. Erwin Schiprowski:

Gottes Spielmann.

Franziskusgedichte von 40 deutschen Dichtern. Preis: 1.85 u. 2.85 RM.

Die fröhlichen Bettler.

Franz von Assisi und seine Gefährten. Preis: 2.70 RM.

Das Büchlein von der Armut.

Preis: 2.50 RM.

✦

Zu beziehen durch den

Antonius-Verlag und Druckerei BreslauX-Carlowitz.

Herzliche Bitte.

Welch' edelgedenkender Bruder oder Schwester leiht mir 2 bis 3000 RM. auf drei Jahre, zur Vollendung eines Altersheimes. 5% Zinsen, oder ein Jahr Verpflegung. Zu erfragen unter „Altersheim“, Breslau, Domplatz 18.

Älteres Ehepaar oder alleinstehender Herr oder Dame findet für dauernd liebevolle,

gute Pension

unter ärztlicher Aufsicht und Krankenschwesternpflege. Breslau-Grüneiche. Pensions-Preis nach Vereinbarung. Zuschriften unter „Antonius-Pension“, Breslau, Domplatz 18.

Auf vielseitigen Wunsch hin haben wir das
sehr begehrte Gebetbuch

Franziskanische Weise zu beten

in besondere Einbände gefaßt und kostet Leinen mit Rotschnitt 3.00 RM,
Kunstleder mit Goldschnitt 3.50 RM und Leder mit Goldschnitt
4.00 RM. Für Nichtterziaren kostet jeder Einband 0.50 RM mehr.

Außer diesem geben wir bekannt, daß nur
bei uns der Schott, das **vollständige** Römische

Messbuch

Nr. 1 und Messbuch Nr. 2 mit den **Messen** aus
dem **Franziskanerorden** zusammengebunden zu
haben ist und kostet:

Schott, Römisches Messbuch Nr. 1, Leder mit Rotschnitt
18.00 RM, Leder mit Goldschnitt 20.00 RM.

Schott, Römisches Messbuch Nr. 2, Leder mit Rotschnitt
12.50 RM, Leder mit Goldschnitt 14.00 RM.

Auch diese Bücher versenden wir gern zur Ansicht.

Antoniusverlag u. Druckerei Breslau 10-Carlowitz.

